
Daffinger pt.
Bl. Höfel sc.
Druck v. F. Kargl, Wien.

Sophie Schröder

wie sie leb[illegible]

[illegible]dächtniß ihre[illegible]

und Kinder.

> Zwei Schröder, Frau und Mann,
> Umgränzen unſ'res Drama [illegible];
> Der Eine ſtand in Kraft al[illegible]
> Die And're ſchied. — [illegible]
>
> [illegible]

Wien, 1869.

Wallishausser'sche Buchhandlung

(Josef Klemm.)



Sophie Schröder

wie sie lebt

im Gedächtniß ihrer Zeitgenossen

und Kinder.

Zwei Schröder, Frau und Mann,
Umgränzen uns're Drama höhern Lauf;
Der Eine stand in Kraft als es begann,
Die And're schied, — da hört's wohl, fürcht' ich, auf.

F. Grillparzer.

Wien, 1869.

Wallishausser'sche Buchhandlung

(Josef Klemm.)

Verzeichniß.

Erste Abtheilung.

Biographisches.

Zweite Abtheilung.

Sophie Schröder im Spiegel ihrer Zeitgenossen.

Dritte Abtheilung.

Recensionen und Gedichte aus der Zeit der vollen Wirksamkeit Sophie Schröder's.

Anhang.

Zum Verständniß.

Am 25. Februar 1868 verschied zu München, 87 Jahre alt, Sophie Schröder, Deutschlands größte Tragödin. Die Theilnahme bei ihrem Leichenbegängniß war eine so allgemeine, daß der Wunsch laut wurde: ihr, in der Kunstgeschichte unvergängliches Andenken, auch durch ein Denkmal verkörpert zu sehen.

Der Intendant des Münchener Hoftheaters, Herr Baron von Perfall, erwarb sich das Verdienst, diesem Wunsche für weitere Kreise den ersten Ausdruck verliehen zu haben. Seiner Aufforderung entsprachen in ehrender Weise die Hofintendanzen und dramatischen Künstler Deutschlands.

So entstand ein, dem Künstlergeiste und den Meisterhänden des Professor Zumbusch entsprechendes Denkmal, welches die Marmorbüste Sophie Schröder's, auf hohem Sockel, mit in Erz ausgeführten Emblemen der tragischen Muse, zu einem würdigen Schmuck des neuen südlichen Kirchhofs macht, und wie zu hoffen, zur Wallfahrtsstätte

weihevollen Angedenkens für berufene Jünger der dramatischen Kunst.

Das Denkmal liegt hier in der Zeichnung vor. Ein gleichfalls beigefügtes Abbild der Sophie Schröder verdankt dem Meister Kriehuber seine Entstehung, welcher es 1828, im sechsundvierzigsten Lebensjahre der Künstlerin, in einer nicht zu übertreffenden Naturtreue entwarf. Daß derselbe Meister sich der nöthig gewordenen Verkleinerung, in nicht genug anzuerkennender Weise, freiwillig unterzog, muß dankvoll hier hervorgehoben werden. Ein zweites Bild, welches die Künstlerin als Sappho im zweiunddreißigsten Lebensjahre darstellt, verdankt seine Entstehung dem damals berühmten Miniaturmaler Daffinger.

Nur ungern dürfte man einen Leitfaden vermissen, welcher das Gedächtniß an die Entschlafene knüpft. Leider fand sich im Nachlasse derselben nichts vor, was zu einer geordneten Entwickelung des Lebensganges derselben als Künstlerin und Frau irgend dienen konnte. — Nur in den Erinnerungen ihrer Kinder; nur in den Darlegungen der Zeitgenossen konnte mit einiger Sicherheit der Leitfaden gefunden werden. Zweifelhaft bleibt es überdieß, ob den Biographien, welche dramatische Künstler, noch während ihres Lebens von sich ausgehen lassen, oder vorbereiten, ein objectiver Werth

zugestanden werden kann. Im geraden Gegensatze zu solchen Bemühungen suchte Sophie Schröder die ihrige auf jede Weise zu erschweren. Die Pietät scheint nun zu fordern, daß einem so seltsamen und die Persönlichkeit mehr wie vieles Andere charakterisirenden Wunsche auf „Vergessen“ entsprochen werden müßte. Hierdurch würde aber die Nachwelt um eine ihrer stolzesten Erinnerungen in der Kunstgeschichte gebracht werden. Auch gedenkt eine, in der Kritik noch unreife Kunstgeschichte der großen Erscheinung einer Schröder als epochemachend, aber mit nachweislicher Verkennung ihres inneren Wesens. Den Epigonen dürfte schon deßhalb die Fähigkeit bestritten werden Normen der Beurtheilung aufzustellen, da sie den hier unentbehrlichen unmittelbaren Eindruck nicht in sich aufgenommen haben und überdieß nur zu geneigt sind, die Erinnerungen an die nächste Vergangenheit, den Interessen der Gegenwart zum Opfer zu bringen.

Aus diesen und ähnlichen Gründen entstand der Wunsch und — vielleicht die Verpflichtung, bei den Kindern der Entschlafenen aus dem geringen Nachlaß, ihren Erinnerungen und den Berichten der Zeitgenossen, in so weit dieselben ihnen zugänglich werden konnten, der Nachwelt ein möglichst glaubwürdiges Vermächtniß darzubieten. Für die Stimmen der Zeitgenossen erklären dieselben sich

den Mittheilungen des Herrn Dr. Constant von Wurzbach in Wien, des verdienstvollen Herausgebers des „biographischen Lexicons des Kaiserthums Oesterreich", auf's Dankbarste verpflichtet.

An mich erging nun die Aufforderung der zunächst Betheiligten, das so Erworbene in eine Form zu bringen. In voller Erkenntniß der ungenügenden Vorlagen und meiner eigenen Kraft würde ich mich derselben entzogen haben, wenn nicht das mahnende Gefühl einer Verpflichtung an mich herangetreten wäre: die Verflichtung, ein wohl nicht gänzlich zu verwerfendes Zeugniß für die Verstorbene beibringen zu können.

Hier bin ich auf einen Pfad gelangt, den ich gern vermieden hätte, da er dahin führt von mir selbst reden zu müssen. Der Zeuge vor Gericht muß sich aber gesetzmäßig kund geben, und um so mehr ein solcher, der sich berufen glaubt der Nachwelt gegenüber einzutreten.

Mir, dem Sohn von Friedrich Ludwig Schmidt, der als Direktor des Hamburger Stadttheaters, Dramaturg, Schauspiel-Dichter und Darsteller in der Theatergeschichte ehrenvoll bekannt ist, stand schon frühzeitig der Besuch des Theaters offen. — Zu meinen Jugendeindrücken von 1806 bis 1813 gehört die künstlerische Wirksamkeit Sophie Schröder's in Hamburg. Wenn derartige Erinne-

rungen auch den Werth des kritischen Bewußtseins nicht haben, so sind sie doch einschneidend und oft haftender als spätere Eindrücke. Aus dieser Zeit bewahre ich von Sophie Schröder die klare Erinnerung, daß sie mir und wie ich glaube, auch dem Publicum die bedeutendste Erscheinung auf der Bühne war. Dies Hervorleuchten will viel sagen in einer Zeit, wo noch jeder Schauspieler, in seinem Fache, gerechten Anspruch auf Bedeutung machen konnte. Darf ich diese Jugendeindrücke meiner Beurtheilung anreihen, so werde ich wohl unter den Lebenden derjenige sein, welcher Sophie Schröder, in allen Phasen ihres künstlerischen Wirkens, am längsten zu beobachten Gelegenheit hatte. Nach ihrem 1813 erfolgten Scheiden von der Bühne Hamburgs, traf 1817 die nun kaiserliche königliche Hofschauspielerin Wiens, zu einem längeren Gastspiele wieder ein und ihre bereits im gesammten Deutschland anerkannten großartigen Leistungen traten dem Jünglinge im Verständniß schon näher. Bei einem im Jahre 1824 längeren Aufenthalte, (zum Abschlusse meiner Studien als Arzt), in Wien, dem Brennpunkte ihrer Wirksamkeit, gelangte ich mit meinem Urtheile zum Abschluß. Es hat sich dies, im ganzen Verlaufe ihres späteren Wirkens nicht geändert, sondern nur erhöht und bis zum Schlusse ihres Lebens erhärtet.

Im Jahre 1831 ehelichte ich die zweite Tochter Sophie Schröder's, Elisabeth, an welcher der Genius der Mutter ebenso wenig spurlos vorübergegangen war, wie an allen ihren Nachkommen, und welcher ich, bis zur Stunde, das mir beschiedene Lebensglück verdanke. Diese Verbindung gewährte mir die Gelegenheit Sophie Schröder in ihrer künstlerischen und menschlichen Bedeutung, bis zum Lebensende zu begleiten. Zweifelhaft aber könnte es erscheinen, ob mir überhaupt ein Kunsturtheil zustehe? — und ob nicht das verwandtschaftliche Band die Parteilichkeit herausfordern werde? — In Bezug auf das Erstere glaube ich mich auf meinen Vater stützen zu können, der mir ein solches, in nicht gewöhnlichem Grade zuerkannte und von 1820 bis 1836, ohne es bereut zu haben, demselben bei Führung seines Geschäftes, einen nicht selten entscheidenden Einfluß gewährte. Den Verdacht der Parteilichkeit lehnt mein Selbstgefühl entschieden ab; doch erkläre ich mich unfähig denselben zu entkräftigen Solchen gegenüber, die nun einmal nicht anders können als ihn hegen.

Das große Hamburg, so wie häufig unternommene Reisen erlaubten mir, alle dramatischen Kunstnotabilitäten Europa's in diesem Jahrhundert kennen zu lernen und der Vergleichung unterziehen zu können. Rechnet man hierzu, daß dem Sohne des

Directors und dem, durch fünfundzwanzig Jahre, als Theaterarzt Wirkenden, der Einblick in das innere Getriebe der eigenthümlichen Welt, in der Theatergrößen sich bewegen, nicht entgehen konnte, so wird man mir die Gelegenheit wenigstens zugestehen, welche ich hatte, um zu einem Urtheile zu gelangen.

Indem ich die Nachsicht des Lesers für diese mir nöthig scheinende Begründung zu selbstständiger Beurtheilung in Angelegenheiten dramatischer Kunst nachsuche, sei es mir gestattet auf dieselbe zurückzukommen.

Sophie Schröder war ein universelles dramatisches Talent, wie es sobald nicht wieder erstehen dürfte. In ihrer Jugend genöthigt in allen Fächern des vielgestaltigen Drama's und der Oper zu wirken, wurde sie allen gerecht. Wo eine ausgeprägte Charakteristik erforderlich war, leuchtete sie schon damals in allen Vorwürfen bedeutungsvoll hervor. In einzelnen Kreisen des dramatischen Wirkens mochte sie auf einer Linie mit anderen Begabten stehen, oder gar übertroffen werden von Solchen, denen die Natur einen bestimmten engeren Kreis, als nicht zu überschreitendes Monopol, angewiesen hatte. Nachdem sie aber zur Erkenntniß ihres Wesens gelangt war, nachdem sie die Basis ihres Wirkens gefunden, den Grund und Boden, der ihrem Genius wie kein anderer ent-

sprach, wurde sie schnell auf die höchste Stufe des dramatischen Schaffens in der Tragödie gehoben. Hier führte sie eine Herrschaft, die ihr die Mitwelt nicht bestritt, und welche die Nachwelt, ohne sich um eine ruhmvolle Erinnerung zu bringen, niemals anzweifeln darf.

In den großartigen Schöpfungen der Künstlerin, welche die ganze Tonleiter menschlicher Empfindungen durchliefen, war sie in jeder Tonart vollendet. Sie beherrschte den ruhig majestätischen Wellengang der Tragik einer „Antigone" des Sophokles, oder einer „Iphigenia" Goethe's nicht weniger, als die himmelstürmenden Wogen der entfesselten Leidenschaft in einer „Medea" oder „Lady Macbeth". Ihr stand die sanfte Rührung, wie die Erschütterung bis zum höchsten Grade zu Gebote. In allen Tonarten zeigte sie die Meisterin und — was nicht genug hervorgehoben werden kann — in allen Zeiten ihres Wirkens erlaubte sie sich nie die geringste Abweichung von den Schönheitslinien, welche jede Kunstschöpfung umschließen müssen; immer blieb Sophie Schröder wahr, und gab uns eine Natur, welche dem Ideale zustrebend, es erreichte, soweit dies Sterblichen vergönnt ist.

Sophie Schröder war die größte tragische Schauspielerin, welche Deutschland, während der

kurzen Zeit seines dramatischen Bewußtseins erzeugt hat. Als solche brauchte sie aber nicht allein Deutschland anzugehören. Unter Umständen würde sie, ohne in Auffassung und Form an ihren Darstellungen das Mindeste zu ändern, bei allen Culturvölkern dieselbe Bewunderung hervorgebracht haben. In England und Frankreich würde ihr Cultus ungleich früher begonnen, dauernder nachgewirkt und ohne Zweifel auch fruchtbringender für die Künstlerin gewesen sein. — Weder im In- noch im Auslande hat Sophie Schröder in diesem Jahrhundert ihres gleichen gehabt!

Ob Sophie Schröder das volle Bewußtsein ihrer Bedeutung in sich getragen, mag zweifelhaft bleiben. Frei von der banalen Ueberschätzung des gewöhnlichen Schauspielers war sie sich nur des Ernstes ihres Strebens bewußt. Den Erfolg ihres Wirkens sah sie eben so wenig voraus, wie ein Shakespeare, Mozart, Raphael oder Michel Angelo. Schmerzlich klar stand aber das Bewußtsein vor ihrer Seele, daß ihre Gebilde der Blume glichen, welche ihre höchste Pracht nur der Nacht erschließt, um das Licht des Tages nicht mehr zu begrüßen. Tief fühlte sie, daß ihre Kunst, im Augenblicke der Geburt, vielleicht die größte, dennoch so unendlich weit hinter der bildenden und dichtenden zurückstand, die, nach Jahrhunderten vielleicht erst er-

kannt, dem frischen Leben die Weihe des entschwundenen verleiht. Sie wußte, daß mit ihrem Scheiden von der Bühne ihr Reich zu Ende war und man den falschen Göttern eben so bereitwillig opfern würde als den echten. Ihr Bescheiden in dies traurige Verhängniß war ein vollkommenes. Was in ihr gelebt und geglüht, war der Vergänglichkeit anheimgefallen. — Wenn eine gewaltige geistige und physische Kraft, unter besonderer Veranlassung, ihr gestattete, nachdem sie schon ein Menschenalter der Bühne fern gestanden hatte, im achtzigsten Jahre noch für sich selbst zu zeugen, — nun, — so mag die Jetztwelt sich freuen durch eine Achtzigjährige die Weihe des Wortes und die Berechtigung der Thräne kennen gelernt zu haben. Der Kenner wird aus dem, was sie noch damals brachte, nicht nur erkannt haben, was sie einst gewesen, nein, was sie noch immer war — die Unerreichte!

Auch auf mich, den schon Hochbetagten, übte sie noch im höchsten Alter, in den hundertmal gehörten Vorträgen, denselben und ich möchte sagen erhöhten Zauber, wie in der Jugend, und in dankbarem Andenken lege ich das Bekenntniß ab: nie würde ich das Maß meines Empfängnißvermögens für das Schöne, Erhabene und Heilige erkannt haben ohne ihre Vermittelung.

Sollte ich in meinen Gefühlen und Ansichten irren — nun, so irre ich mit der Kunstseele Ludwig I. von Baiern; so irre ich mit jenem Verehrer, der schon 1809 der jungen Künstlerin einen Liederkranz weihte, um, bei dem achtzigsten Geburtstage derselben, zu ihrem Preise, abermals die Harfe ertönen zu lassen; so irre ich mit Allen, die längst aus dem Leben geschieden, zu den Besten ihrer Zeit gerechnet wurden.

In dem kurzen Abriß des Lebens der Künstlerin wird man nicht finden, was man sucht, oder vielleicht erwarten durfte: einen Künstler-Roman, oder wenigstens ein durchgeführtes Lebensbild. Wir können nur die leichten Eindrücke eines Dahinwandelnden bieten, von denen viele auf einen Grund geriethen, der keine Spuren hinterließ. Die Schuld davon trägt einzig die Dahingeschiedene. Sie hatte, im vollen Bewußtsein der That, Alles vernichtet, was auf ihr Kunst- und sonstiges Leben Bezug hatte. In dem Erkennen, von ihrer Kunstgröße nichts hinterlassen zu können, hielt sie die Erlebnisse einer einfachen und, wie sie selbst gesteht, oft irrenden Frau, des Andenkens nicht werth. Sie bestimmte, nach ihrem Tode der mütterlichen Erde unmittelbar übergeben zu werden und fügte den Wunsch hinzu: „Laßt mich in Frieden ruh'n!" —

Die Ruhe und der Friede sind ihr jetzt geworden, aber der Vergessenheit dürfen wir sie dennoch nicht anheimfallen lassen.

Sollten diese Aufzeichnungen dazu mitwirken, so ist ihr Zweck erfüllt. Neben dem Wenigen das sie bieten, enthalten sie dennoch Viel — nämlich Alles, was aus dem Leben der merkwürdigen Frau als zuverlässig bezeichnet werden kann.

Ihre Erscheinung darf nicht als rasch entschwundenes Meteor bezeichnet werden, glich sie doch dem Kometen, der in hehrer Pracht am dramatischen Himmelsbogen erschienen war, die umgebenden Sterne, bis zum Scheiden, überstrahlend. Lang sind die Bahnen der Kometen und nicht all' zu früh darf man dem Erscheinen eines ähnlichen entgegenseh'n. Erscheint ein solcher der Nachwelt, so möge sie ihn den Kometen unserer Schröder nennen, denn: nur die Nachwelt, welche ein ehrendes Andenken ihren entschwundenen Größen bewahrt, darf hoffen ähnliche aus ihrem Schoße erstehen zu sehen.

Dr. P. Schmidt.

Erste Abtheilung.

Biographisches.

I. Abschnitt.

Kurze Lebensskizze Sophie Schröder's mit einem Bruchstücke Selbst-Biographie.

„Viel und oft bin ich von Freunden und Bekannten, vorzüglich aber von meinen Kindern aufgefordert worden, meine Memoiren zu schreiben — und will, obgleich ich fürchte, daß viel aus meinem Gedächtniß entschwunden, und ich überhaupt nicht das Geschick dazu besitze, es doch versuchen, diesen Aufforderungen und Wünschen nachzukommen. Doch kann ich mich nur über mein Künstlerleben entschließen zu schreiben, indem mein bürgerliches Leben zu viel Schattenseiten hat, die mehr Andere als mich compromittiren würden. Ueberdies hat das Grab viel zugedeckt; oft wäre ich auch gezwungen in mein eigenes Fleisch zu schneiden, und überhaupt bin ich des Glaubens, daß das Publicum mehr an der Künstlerin Theil nimmt,

als an der Frau — deren Erziehung und Lebensverhältnisse sie zu manchen großen Irrthümern verleiten konnten, aber sie nie schlecht und herzlos handeln ließen. — Welche Freude könnten die Leser daran finden, auf gräuliche Schlechtigkeit zu stoßen, woran ja leider unsere Zeit reich ist! Also will ich mein bürgerliches Leben übergehen, und auch ferner, wie seit vielen Jahren, Gras darüber wachsen lassen, um so mehr, da von meiner Seite alles lange vergeben und vergessen ist. Berühren werde ich es nur, wenn es mit meinem Künstlerleben unmittelbar und unausweichlich zusammentrifft.

„Ich bin in Paderborn 1781 von Schauspieler-Aeltern geboren, welche beide nicht von Kindheit an dem Schauspielerstande angehörten. Mein Vater war Candidat der Theologie gewesen und meine Mutter stammte aus der altadeligen preußischen Familie von Lütkens. Beide jung, schön, trafen sich nicht im Ball- oder Concertsaal, auch nicht auf einsamen Spaziergängen, sondern in der Kirche, wo mein Vater eine Probepredigt hielt, und meine Mutter sich unter den Zuhörern befand. Hier war der Ort, wo sich diese beiden Herzen fanden.

„Einer Vereinigung setzten sich aber tausend Hindernisse entgegen. Der Vater meiner Mutter, ein preußischer, pensionirter Hauptmann, obgleich

selbst arm, wollte nichts von einer Verbindung wissen, weil er selbst eine Bürgerliche geheirathet hatte, und deshalb von seinem Vater enterbt worden war. Nach dem Tode seiner Frau hoffte er den stolzen Vater dadurch zu versöhnen, daß er die Tochter wieder ebenbürtig heirathen ließ. Und — vielleicht wäre es auch gelungen, wenn meine Mutter nicht mit ihrem Geliebten, da unter diesen Umständen keine Aussicht zu einer Verbindung sich zeigte, entflohen wäre, worauf das ganze große Vermögen meines Großvaters Schwester zufiel, deren Gatten-Name ich aber nicht mehr weiß, indem ich ihn nur in meiner frühesten Jugend nennen hörte. — Meinen Aeltern blieb also, da sie beide hülflos und arm waren, nichts übrig, als zum Theater zu gehen, nachdem sie zuvor von einem freigesinnten Pfarrer waren getraut worden. — Nach einem Jahre erblickte ich das Licht der Welt, ein Jahr darauf meine Schwester, welche vor zwei Jahren, (1857 unter dem Namen Brose,) in bedrängten Umständen starb; doch habe ich, sowie meine Kinder soviel als in unseren Kräften lag, für sie gethan. Sie war eine recht wackere Schauspielerin — aber ihr fehlte das Glück, irgend eine feste Stellung in der Welt zu erlangen. Meinen Aeltern ging es so gut und so schlecht, wie es den Schauspielern zu der Zeit, wo noch wenige Hoftheater

existirten, bei den herumziehenden Truppen, wo beinahe alle vier Wochen gewandert wurde, gehen konnte. Meine Mutter war ein ausgezeichnetes Talent; sie spielte heute die Apothekerin in „Apotheker und Doctor", und morgen Gotter's „Medea" mit gleicher Virtuosität. Weniger glücklich war mein Vater." —

Hier endet das Bruchstück, gerade am Ende des Bogens, und man darf annehmen, daß es nur der Zufall dem allgemeinen Untergange entzogen, welchem Sophie Schröder, im Jahre 1854, alle sie betreffenden Schriften geweiht hatte.

Wir lassen jetzt einen Brief Gottfried Bürger's, des Vaters unserer Künstlerin, folgen, der wenige Monate nach deren Geburt geschrieben wurde.

Á Madame Madame
Schuler née de Lütkens
à
Wetzlar.
Zu erfragen bei dem Musikus Enslein.

„Werll, am 21. Juli 1781.

„Hochedle
„Werthgeschätzte Tante!

„Wenn wir Ihnen durch unser langes Stillschweigen Unruhe und Sorge verursacht haben, so

verzeihen Sie es uns; wir würden gewiß nicht unterlassen haben, Ihnen Nachricht von uns und unserem Befinden zu geben, allein leider waren bisher immer unsere Umstände so, daß wir Ihnen nicht viel Erfreuliches schreiben konnten. Machen Sie sich indeß darüber keinen Kummer, die größte Fatalität, die uns seitdem begegnet ist, war nur, daß uns der Heinzius, unser vormaliger Director, bei dem es uns von Anfang recht gut ging, endlich doch einen Streich, wie vor Jahren der Mössel, gespielt hat, nur mit dem Unterschied, daß wir bei seinem Bankerott weit mehr, nämlich fünfundfünfzig Thaler Cassen-Geld, welches nach Wetzlarischer Rechnung soviel als gerade neunundneunzig Gulden beträgt, verloren haben. So empfindlich uns aber auch ein so starker Verlust fallen mußte, so hatten wir es sowohl unserer genauen Haushaltung, als auch unseren guten Freunden in Paderborn zu verdanken, daß wir doch von da wegreisen konnten, ohne Jemand einen Pfennig schuldig zu bleiben, ja wir nahmen noch obendrein um ein gutes Theil mehr Sachen mit heraus, als wir hingebracht hatten. Da ich das letzte Mal von Paderborn aus an Sie schrieb, war dieses alles im Werke, und seitdem sind wir bei der Thimmischen Gesellschaft, welche sich damals acht Stunden von Paderborn aufhielt. Herr Thimm, unser nunmehriger Director, kam

zu uns nach Paderborn und engagirte uns, ohne daß wir damals selbst noch wußten, wohin wir uns eigentlich wenden wollten. Ob nun gleich auch bei dieser Gesellschaft einige Umstände sind, welche mir nicht recht gefallen wollen, so will ich doch lieber etwas eine Zeitlang ertragen, da Herr Thimm Absichten hat gegen den Winter nach dem Reich zu gehen, daß wir wohl wahrscheinlicher Weise in die Nähe von Wetzlar kommen könnten. Jetzt sind wir seit fünf Wochen in Werll, einer alten Churköllnischen Stadt, fünfzehn Stunden von Paderborn. Wenn Sie uns hierher schreiben wollen, so muß ich bitten, es bald zu thun, weil wir uns nicht lange mehr hier aufhalten werden, und ich noch nicht weiß, wohin wir unsere Tour nehmen könnten.

„Allenfalls können Sie aber auch die Briefe nun an Herrn Gläser nach Paderborn schicken, von dem ich sie gewiß erhalte, wir mögen sein, wo wir wollen. Schreiben Sie uns recht ausführlich, was Sie machen, und was sonst Neues in Wetzlar vorgeht. — Meine Frau hat seit einigen Wochen an dem kalten Fieber gekränkelt, ist aber, Gottlob, wieder besser. Unser liebes Kind befindet sich wohl und gesund, ist für sein Alter von 21 Wochen dick und fett, wird auch schon recht artig und verständig, und immer kommt es mir und meiner lieben Frau vor, als ob es Ihnen, meine werthe

Frau Tante, recht ähnlich würde. Seitdem meine Frau unpäßlich war, haben wir es hier einer Frau übergeben müssen, die es getränkt und recht gut behandelt hat. — Machen Sie an alle unsere guten Freunde, die Ensleins und wer sich sonst unser erinnert, ein Compliment. Sollten Sie etwa in's Bostelli'sche Haus kommen, so empfehlen Sie mich auch da auf's Beste, ehestens werde ich selbst wieder hinschreiben und mich in Gewogenheit zu erhalten suchen.

„Herr von Wekell muß wohl nicht zum Besten gegen mich gesinnt sein, weil er mir meinen Brief unbeantwortet gelassen — es mag so sein, ob es mir gleich sehr leid gethan hat. —

„Leben Sie recht wohl, dieses wünscht von Herzen

„Ihr ergebener Diener

Gottfried Bürger."

Nach der begonnenen Selbstbiographie Sophie Schröders und dem Briefe des Vaters, kurz nach ihrer Geburt geschrieben, bleibt uns nur die Bemerkung, daß dieselbe auf die Namen Antoinette Sophie Bürger getauft wurde, und zwei Jahre lang dem Wanderleben der Aeltern folgte. Als inzwischen die Familie durch die Geburt eines zweiten Kindes (der nachherigen Schauspielerin Henriette Brose) sich vergrößert hatte, wurde dieselbe in ihren Be-

wegungen gehemmt, und dies mag die Ursache gewesen sein, daß die Aeltern die älteste Tochter, unsere Sophie, der Pflege einer Verwandten mütterlicherseits, wahrscheinlich der im Briefe des Vaters genannten Frau Schuler übergaben. Diese unterzog sich, nach Sophien Schröders eigenem Ausspruche, mit großer Liebe der übernommenen Verpflichtung. Die körperliche Pflege wurde nach dem damals üblichen Abhärtungssystem geleitet, und fast bis zum Excesse getrieben. Und doch schrieb Sophie ihre spätere gesunde und ausdauernde Körperbeschaffenheit wesentlich diesen Einwirkungen zu. Ihr Gemüthsleben wurde sorglich gepflegt und der Begriff von Recht und Unrecht, so wie eine tiefe Religiosität ihr eingeprägt. Strenge Rechtlichkeit und freudiges Gottvertrauen begleitete sie auch bis zur Bahre. Mit der Sorge für den Erwerb nützlicher Kenntnisse war es indessen weniger gut beschaffen. Bei den kümmerlichen Leistungen der damaligen Elementarschulen haftete wohl nichts als Lesen, Schreiben und Rechnen. Sie hat später an ihrer Selbstbildung unablässig fortgearbeitet. Als Sophie sieben Jahre zählte, starb ihr Vater, und zwei Jahre später die pflegende Großtante. Die Mutter, welche mit dem damals berühmten Schauspieler Keilholz eine zweite Ehe geschlossen hatte, nahm

Sophie jetzt wieder zu sich, und von ihrem zehnten Jahre an wirkte sie nun in Kinderrollen mit.

An die strenge und leidenschaftliche Art der Mutter scheint sich Sophie schwer gewöhnt zu haben, sie empfand dieselbe schmerzlich und erinnerte sich um so inniger der alten sanften Leiterin ihrer Jugend, und noch viele Jahre später legte sie sich in zweifelhaften Fällen die Frage vor: „Was würde die Großtante dazu sagen?“ oder: „Würde die Großtante damit zufrieden sein?“ — und richtete sich dann stets nach den Eingebungen ihrer Kinderseele. Der Stiefvater wurde als ein guter und freundlicher Mann von den Kindern geschildert.

Im Jahre 1793 finden wir die Familie in Petersburg, wo sie der Tillyschen Gesellschaft angehörte. Hier begab es sich, daß die Frau des Schauspielers Stolmers, welche die jugendlichen Rollen spielte, plötzlich starb. Der großen Verlegenheit, welche dadurch für die Gesellschaft entstand, suchte Sophiens Mutter mit dem Vorschlag zu begegnen, ihre noch nicht vierzehnjährige Tochter, bis zum würdigen Ersatz, für das erledigte Fach eintreten zu lassen.

Dies wurde angenommen und Sophie betrat in der Dittersdorf'schen Oper „Das rothe Käppchen“ in der Rolle der Lina zum erstenmale als Liebhaberin die Bühne. Viele Thränen, ein großes Ban-

gen und Herzklopfen gingen diesem Schritte voraus, nicht aus Widerwillen gegen den Beruf, sondern aus Scheu vor dem Mißlingen und der übernommenen Verantwortlichkeit. Dieses Zagen hat die Künstlerin durch ihr ganzes Leben begleitet und selbst in der Periode ihrer größten Triumphe stellte sich dieses beängstigende Gefühl bei jeder neuen Rolle, bei jedem neuen Publicum ein, und es erforderte des Einsatzes ihrer ganzen moralischen Kraft, um sich bei den ersten Szenen in ihrer Darstellung nicht beeinträchtigen zu lassen. Der erste Versuch fiel vollständig günstig aus und Sophie wurde in das erste Fach der Liebhaberin eingesetzt. Wie sie die Nachfolgerin der Frau Stollmers in dem Rollenfache wurde, sollte sie auch deren Nachfolgerin in der Ehe werden. Im Jahre 1795 verheirathete sich Stolmers, dessen Familienname Smets war, mit Sophie Bürger, nachdem er kurz vorher die Direction des deutschen Theaters in Reval übernommen hatte. Bei dieser mit einem viel älteren Manne eingegangenen Verbindung hatte Sophie wohl schwerlich ihr Herz befragt, sondern war mehr dem Einflusse der Mutter und dem Wunsche nach eigener Selbstständigkeit gefolgt. Mit fünfzehn Jahren schenkte sie ihrem Gatten einen Sohn, den als Schriftsteller und katholischer Priester bekannten Wilhelm Smets. Eine Tochter, die im

nächsten Jahre zur Welt kam, starb bald darauf wieder.

In Reval hatte Kotzebue die junge talentvolle Frau kennen gelernt, und da er selbst die Direction des Wiener Theaters übernahm, so engagirte er Stolmers und Frau für dasselbe. Die Letztere spielte damals noch ausschließlich naive Rollen, und gefiel dort vorzugsweise als Margarethe in „Die Hagestolzen", und Gretchen in „Die Verwandschaften". — Schon nach einem Jahre vertauschten die Stolmers aber Wien mit Breslau, wo Sophie namentlich für die Oper verwendet werden sollte, und als Hulda im „Donauweibchen" viel Glück machte.

Musikalische Kenntnisse besaß Sophie nicht, wohl aber ein feines Gehör, und eine angenehme hohe Sopranstimme. Die Partieen mußten ihr, nach dem Gehör, mit der Violine eingeübt werden; eine Methode, die schwerlich jetzt ausreichen würde, in der damaligen Zeit aber, wo die Opern ebensoviel Spiel als Gesang erforderten, genügen mochte. Nach dem Gehör hatte sie auch Harfe spielen lernen, ein Instrument, auf welchem die Mutter Meisterin war.

In Breslau wurde die Ehe mit Stolmers, (1799) wieder getrennt, in gemeinsamer Uebereinstimmung der Gatten. Stolmers hatte sich näm-

lich entschlossen, der theatralischen Laufbahn zu entsagen, und unter seinem Familiennamen Smets von Ehrenstein in seine früheren juristischen Verhältnisse wieder einzutreten. Zunächst wurde er Hofrath des regierenden Reichsgrafen von Plettenburg-Ratibor.

Der Sohn Wilhelm folgte dem Vater und wurde, nach dessen (1812) als Richter am Friedensgerichte zu Aachen erfolgtem Tode, von den Verwandten väterlicherseits unterstützt. Derselbe vertauschte das eingeschlagene Studium der Rechtswissenschaft mit dem der Theologie, und starb als Domkapitular 1849 ebenfalls zu Aachen.

1801 bis 1813.

Von Breslau wurde Sophie Stolmers durch den Director Herzfeld für Hamburg gewonnen, woselbst sie 1801 in's Engagement trat. Hier sollte nun in einer langen Reihe von Jahren dem großen Talente Ruhe und Gelegenheit werden, sich zu dem auszubilden, was sie uns wirklich war, zur ersten tragischen Schauspielerin Deutschlands.

Ihre Antrittsrollen waren Cathinka in „Das Mädchen von Marienburg", Hulda im „Donauweibchen" 1. Theil, Margaretha in „die Hagestolzen", Julius im „Abbé de l'Épée" und ähnliche Rollen, in denen allen sie sich allgemeinen

Beifall erwarb. Ihr Wunsch, im eigentlich tragischen Fache sich zu versuchen, sollte erst im Jahr 1803 erfüllt werden, wo die Darstellerin der Johanna in dem Kotzebue'schen Stücke „Johanna von Montfaucon" erkrankte und die Rolle der Stolmers als Aushilfe ertheilt wurde. Der Erfolg ihrer Darstellung war ein so großartig ergreifender, daß nicht daran gedacht werden konnte, diese Rolle ihr wieder zu entziehen. Die Bahn war nun gebrochen, und Ertheilung von Rollen größten tragischen Gewichts konnte für die Zukunft nicht ausbleiben. Bemerkt muß aber werden, daß unsere Künstlerin nichts destoweniger angehalten wurde, im naiven, selbst im komischen Fache, als Salondame, so wie in der Oper sich verwenden zu lassen. Von Opernrollen blieben ihr lange die erste Dame in „Die Zauberflöte", Constanze in „Der Wasserträger", Blondchen in „Die Entführung aus dem Serail", Fatime in Wranitzky's „Oberon", Aline in „Die Königin von Golkonda" u. s. w.

Diese außerordentliche Verwendbarkeit in allen Fächern des Schauspiels, Trauerspiels, und selbst der Oper konnte nur ein wahres großes Talent ermöglichen. Nur dieses ist im Stande, in Allem zu genügen, wenn ihm gleich vorbehalten bleibt, das Höchste nur in dem Fache zu erreichen, für welches die Natur es bestimmte.

In das Jahr 1804 fällt Sophiens zweites Ehebündniß, welches sie mit dem gleichfalls in Hamburg angestellten Baritonisten und Schauspieler Friedrich Schröder schloß.

Schröder war in Hannover geboren. Ein großer schöner Mann, mit vielem Anstand und Gewandtheit in der Darstellung ritterlicher und launiger Charaktere, theilte er die Gunst des Hamburger Publicums mit seiner Gattin. Noch lange nachdem das Paar Hamburg verlassen, glaubte man, daß ein solcher Darsteller des „Don Juan“ nicht wieder gefunden werden könne, und außer Hammermeister, in seiner besten Zeit, — dürfte er wohl auch keinen besseren Nachfolger gehabt haben.

Der Name Schröder ist unserer Künstlerin geblieben, und mit ihm sollte sie der Unsterblichkeit überantwortet werden.

Die aus dieser Ehe entsprossenen Kinder, drei Mädchen und ein Knabe, wurden sämmtlich in Hamburg geboren, und gehörten bis auf Letzteren der Kunst an.

Als die Gewalt der tragischen Darstellungen Sophiens neben der Masse des Publicums auch die Kenner durchdrang, fand sich der Patriarch der damaligen Schauspielkunst Friedrich Ludwig Schröder bewogen, von seinem Landsitze Rellingen aus das Theater zu besuchen, um die junge Tra-

gödin, die so viel Aufsehen erregt hatte, zu sehen. Er fand sich von ihren Leistungen überrascht, und unterließ nicht, der jungen Frau gegenüber, sich günstig darüber auszusprechen. Diese, beglückt durch die Zufriedenheit des Meisters, konnte kaum Worte finden, ihren Dank für die Anerkennung auszusprechen. Im Laufe der Unterhaltung sprach sich der große Schröder über einzelne schöne, ergreifende Momente in ihrem Spiele aus, und kam zu der Frage: „Sagen Sie mir, liebe Frau, was denken Sie sich dabei, wenn sie dieses oder jenes so darstellen?“ — Sophie wußte nichts darauf zu antworten, und er fuhr fort: „Haben Sie sich bei alle dem nichts gedacht?“ Kleinlaut antwortete die Tragödin mit — „nein!“ Freundlich lächelnd erwiderte nun Schröder: „Das ist nicht gut, man muß nicht nur empfinden, man muß auch denken“.

Diese Worte waren nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Sophie widmete ihren Rollen von nun an ein ernsteres Studium; suchte sich überall die genaueste Rechenschaft abzulegen, und duldete nicht mehr, daß in ergreifenden Scenen das Gefühl mit ihr durchging. Sie selbst sagte: „Ich las meine Rollen so lange durch, bis ich mich dabei ausgeweint hatte und erst dann ging ich an das eigentliche Studium, und suchte die gehabten Empfindungen im richtigen Maße der Steigerung zu repro-

ducirен". — Daß ihr solches im höchsten Grade gelang, darf nicht bezweifelt werden. Schwerlich dürfte wohl eine Stimme gehört werden, in der mehr Rührung lag; ein Ton, in welchem die Thräne sich mehr verkörperte.

So erwuchs Sophie immer mehr und mehr aus einer glücklichen Naturalistin zur wahren Künstlerin. — Auch zum Studium der Antike sollte sie in Hamburg die erste Anregung gewinnen. Im Jahre 1810 gab die Händel in ihrem Gastrollen-Cyklus auch pantomimische Darstellungen. Bald darauf folgte mit ähnlichen Vorwürfen, in noch vollkommeneren Leistungen, Freiherr von Seckendorf unter dem Namen Patrik Peale. Unsere Künstlerin fand sich nicht lange darauf zu ähnlichen Productionen angeregt, von denen hier nur die Niobegruppe, die Sphynx und die Vorführung verschiedener Gemüthsstimmungen und Affecte besonders erwähnt werden mögen. Diese mit Beifall aufgenommenen Versuche fanden indessen einen strengen Kritiker in dem Professor Zimmermann, dem späteren Verfasser der „Dramaturgischen Blätter".

Die Schröder, ganz eingenommen von ihrem Vorwurfe, ließ sich verleiten, schriftlich gegen den Censor aufzutreten und die Begründung ihrer Ansichten zu versuchen. Der gelehrte Schulmann erwiederte aber darauf höchst unartig: „Frauen verstän-

den nichts von der Antike und thäten besser, sich um ihre Kochtöpfe zu bekümmern". Hätte die Künstlerin diesen Rath befolgt, so würde ihren späteren großen Gebilden sicher die Weihe gefehlt haben, welche sie als einzig in ihrer Art auszeichneten. Sie setzte dieses Studium eifrig fort, und in vielen Städten Deutschlands, selbst in Wien, hat sie noch in den zwanziger Jahren nach der Antike Vorstellungen mit höchster Anerkennung gegeben.

Die Zeit kam nun heran, in welcher der Wirksamkeit der Künstlerin in Hamburg gewaltsam ein Ziel gesetzt werden sollte.

Im Jahre 1813, als der unglückliche Ausgang des russischen Feldzugs, ohngeachtet aller Gegenbemühungen, sich in Hamburg verbreitet hatte, entstand eine Revolte gegen die französischen Gewalthaber, die, unterdrückt, das Erschießen eingefangener Bürger zur Folge hatte.

Als kurz darauf wirklich die Franzosen Hamburg räumten und am 18. März Oberst Tettenborn mit 1500 Kosaken in Hamburg einzog, da gerieth die Stadt in einen Taumel des Entzückens, wie er nie wieder empfunden wurde, selbst nicht als nach den harten Prüfungen der Winterbesetzung und Belagerung der wirkliche Tag der Erlösung für die Bevölkerung schlug.

Wie sollte die Familie Schröder der Allgewalt des Augenblicks sich haben entziehen können?

Am Tage des Einzugs hatte die Direction Kotzebue's Schauspiel „Der Russe in Deutschland“ angesetzt und Sophie Schröder erschien in ihrer Rolle, Pauline, mit der russischen Kokarde am Busen. Ein Beifallssturm ohne Gleichen wurde durch diese Ovation hervorgerufen, der kaum Beschwichtigung finden konnte.

Am 24. desselben Monats sprach Sophie Schröder den Prolog zur Krönungsfeier und Verherrlichung des Kaisers Alexander. Hinreichend hatte sich also die Künstlerin in ihren patriotischen Gefühlen den Franzosen gegenüber compromittirt.

Als am 31. Mai der Marschall Davoust die Stadt wieder eingenommen hatte, und die durch die Zeitverhältnisse sehr bedrängte Direction die Schauspieler vorläufig auf halben Gehalt zu setzen sich gedrungen fühlte, benutzte das Schröder'sche Paar die Gelegenheit durch Nichtannahme aus dem Verbande des Theaters zu treten.

Obgleich nun ausgeschieden vom Theater und sich zur Abreise rüstend, erging ein Befehl des Marschall's an die Schröder: mit der französischen Kokarde auf dem Theater zu erscheinen.

Dieselbe widerstrebte auf's Aeußerste und hatte sich verschworen, kein Wort mehr auf der

Bühne zu sprechen. Dies führte aber nur zu der kategorischen Andeutung, daß man dieselbe durch Gensdarmen vorführen werde. Nun endete aller Widerspruch. Um ihrem Gelübde aber treu zu bleiben, wählte Sophie Schröder das einactige Stück „Zwei Worte, oder: Die Herberge im Walde“, wo sie nur pantomimisch zu wirken hatte, entschlossen, die zwei Worte „Ferdinand, ewig“, fortzulassen. So erschien sie denn am 3. Juni, mit einer ungeheuer großen französischen Kokarde, die sie ironisirend sich angeheftet. Das ganz mit Militär gefüllte Theater höhnte sie aus und bemerkte unter dem fortwährenden Getümmel nicht, daß es um die „zwei Worte“ gekommen war. Wahrlich! Sophie Schröder hatte sonst andere Tumulte in den Herzen ihrer Hörer erregt, und es ist zu bedauern, daß sie mit dem obigen von Hamburg scheiden mußte.

Hamburg muß als die eigentliche Schule der großen Künstlerin betrachtet werden. In den hier verlebten dreizehn Jahren sehen wir Schritt für Schritt die Entfaltung eines Talentes, das seinen Endpunkt in der höchsten Entwickelung tragischer Kraft, welche die Bühne zuläßt, finden sollte.

Sie verließ diese Stadt als vollendete Künstlerin, der es nur noch vorbehalten blieb, sich die Anerkennung des Gesammtvaterlandes zu errin-

gen: ein Ziel, das sie schon in den nächsten Jahren vollständig erreichen sollte. Kurz vor der Abreise erhielt sie noch einen Brief von ihrer Mutter, von Reval datirt, mit der jede Verbindung durch die politischen Verhältnisse längere Zeit gehindert war. Dieselbe hatte sich in Petersburg, in dritter Ehe, mit dem in großem Ansehen und großer Einnahme stehenden früheren Tenoristen und jetzigen Musiklehrer Zeibig verbunden, und lebte in glücklichen Verhältnissen bis zu ihrem nicht lange darauf erfolgten Tode. Sie spricht in diesem Briefe die Freude aus, welche es ihrem Mutterherzen gewähre, von allen aus Deutschland kommenden Reisenden die Tochter als erste in ihrem Fache bezeichnen zu hören.

Bemerkt wurde schon, daß Sophie Schröder im Anfange ihres Wirkens in Hamburg allen Fächern, sowohl im Schau- Lust- und Trauerspiel sowie in der Oper, angehörte, und in allen dem Publicum gerecht wurde. Von den Opernrollen darf ihrer Aline in „Die Königin von Golkonda" insofern besonders Erwähnung geschehen, als sie dieselbe unmittelbar nach der in dieser Rolle sehr gefeierten Bethmann übernahm, und in höherer Auffassung noch mehr zur Geltung brachte.

Wir enthalten uns, das vollständige Repertoire der Künstlerin aus den dreizehn Jahren, in

denen sie Hamburg angehörte, vorzulegen, obgleich es insofern Interesse gewährt, als es ein Zeugniß ablegt von der enormen Gestaltungskraft derselben in den heterogensten Fächern; da aber im Lauf der Jahre die tragische Bedeutsamkeit immer mehr hervortrat, so erlauben wir uns die kurze Anzeige einiger Rollen, in denen sie hervorragende Anerkennung fand, und die Aufführung der in klassischen Stücken gespielten Rollen.

Von letzteren spielte die Schröder in Schiller'schen Stücken:

In Maria Stuart, zuerst die Elisabeth und dann die Maria.

Don Carlos, zuerst die Königin, dann die Eboli.

Jungfrau von Orleans, zuerst Agnes Sorell, dann Johanna.

Kabale und Liebe, zuerst Louise, dann Lady Milford.

Wallenstein, Gräfin Terzky.

Tell, Armgard.

Turandot, Turandot.

Fiesko, Leonore.

Braut von Messina, Beatrice.

In Shakespearischen Stücken:

Kaufmann von Venedig, Portia.

Hamlet, Ophelia.
Viel Lärm um Nichts, Beatrice.
Maaß für Maaß, Isabella.

In Lessing's Stücken:

Minna von Barnhelm, Minna.
Emilia Galotti, Orsina.
Nathan der Weise, Sittah.

In Goethe's Stücken finden wir nur der Sophie in den „Mitschuldigen" gedacht.

Unter Kotzebue's Stücken spielte Sophie Schröder mit größtem Beifall:

Margarethe in „Die Hagestolzen"; „Abbé de l'Epée", Julius; Johanna in „Johanna von Montfaucon"; Emma in den „Kreuzfahrern"; Madame Müller in „Menschenhaß und Reue"; Cora in „Die Sonnenjungfrau".

In „Stille Wasser sind tief" war sie die Baronin, in der „Fürstenschule" und dem „Ring" gleichfalls die Baronin; die Majorin in „Die unglückliche Ehe aus Delicatesse"; in „Julius von Tarent", Blanca; „Julius von Sachsen", Henriette; „Vehmgericht", Adelheid; „Zauberin Sidonia", Jolande; „Graf Essex", Rutland und Elisabeth; „Elfriede", Elfriede; „Clara von Hoheneichen", Clara; in Colin's „Bianca de la Porta", Bianca; in Klingemann's

„Rodrigo und Chimene“, Chimene; in Gotter's „Medea“, und in „Merope“, die Titelrollen.

Bei seinem Scheiden von Hamburg trat das Schröder'sche Ehepaar aus den angenehmsten Verhältnissen. Nicht allein war dasselbe unter seinen Collegen beliebt, sondern es hatte auch vielfach Freunde sich erworben in geachteten bürgerlichen Kreisen. Die Trennung war jedenfalls eine schmerzliche für die Familie und Sophie blickte auf Hamburg als eine Heimath zurück, der sie später gern und oft ihre Schritte zuwandte.

1813 bis 1830.

Nach einem kurzen Gastspiele auf verschiedenen Bühnen Deutschlands gelangte die Schröder'sche Familie nach Prag, wo sie bei dem deutschen Theater unter der Leitung Liebich's auf zwei Jahre Anker werfen sollte. Einem inzwischen in Wien gegebenen Gastrollen-Cyclus Sophien's, in welchem sie nur in hochtragischen Rollen, als: Merope, Maria Stuart, Ophelia, Orsina und Phädra auftrat, folgte ein Engagement am Burgtheater, in welchem sie nun vierzehn Jahre unausgesetzt verweilen sollte. Schröder, ihr Gatte, war in dasselbe ein-

geschlossen, konnte aber dort nur als Schauspieler und selten wirken, da ihn körperliches Leiden mehr und mehr hinderte und zuletzt zwang in Pension zu treten. Im Jahre 1818, Hülfe gegen ein unheilbares Leberleiden in Carlsbad suchend, erlag er daselbst der Krankheit im 59sten Lebensjahre. Schröder war, neben seiner künstlerischen Bedeutung, ein streng rechtlicher Mann und seinen Kindern ein liebevoller Vater gewesen. Letztere sollten nach seinem Tode noch eine kleine Erbschaft antreten, welche er durch sorgliche Sparsamkeit für sie ermöglicht hatte.

Von Wien aus verbreitete sich nun der hohe Ruhm Sophiens, als bisher unerreichte Künstlerin im tragischen Fache, durch zahlreiche Gastspiele unterstützt, im ganzen Deutschland. Was man die Wiener Schule zu nennen beliebt, war in der That nur die Schule Sophiens, welche mit belebender Kraft alle ihre Umgebungen durchdrang. An bedeutenden Kräften fehlte es damals dem Burgtheater nicht. Wir denken hier nur an das Ehepaar Anschütz, an Heurteur, Korn, Madame Löwe, Sophie Müller, Ludwig Löwe, Laroche, später Fichtner und Louise Neumann, sowie die Haizinger und an die sinnvoll artistische Leitung eines Schreyvogel. Unter solchen Umständen konnten sich auch die Werke der damaligen Dichter,

unter denen das Talent Grillparzer's hervorleuchtete, zur entschiedenen Geltung bringen. In dieser Periode schuf die Künstlerin siebenunddreißig neue Rollen, größtentheils der Tragödie angehörend.

Ihre bürgerlichen Verhältnisse betreffend, hielt sie einen anständigen, gastfreundlichen Hausstand. Für die vollständige Erfüllung der Mutterpflichten gewährten die Pflichten der Künstlerin ihr keine Muße, dennoch entzog sie sich derselben nicht. Sie sparte nichts an der Erziehung ihrer Kinder, dieselben lebten unter Aufsicht einer Erzieherin und genossen des Unterrichts der ersten Lehrer der Kaiserstadt. Deren religiöse Leitung war dem damals in Wien lebenden hochgeachteten Prediger Schmalz (in Hamburg als Senior der Geistlichkeit verstorben) übergeben.

Die Einnahme, welche die Künstlerin aus ihrem Wirken bezog, erleichterte ihr diese gern geübten Pflichterfüllungen. — Unheilvoll trat in das Leben Sophiens die eheliche Verbindung, welche sie im Jahre 1825 mit dem Schauspieler Wilhelm Kunst einging. Derselbe wirkte damals unter großem Beifall in den Spektakel-Stücken des Theaters an der Wien, und war von der Natur mit allen äußeren Bedingungen für seinen Beruf ausgerüstet, während ihm die inneren durchaus abgingen. Keine

Warnung treu gesinnter Freunde, und deren besaß Sophie viele, konnte die leidenschaftliche Frau von diesem Schritte abhalten.

Schon nach wenigen Wochen stellte es sich heraus, daß ein dauerndes Bündniß unter so ungleichartigen Naturen nicht bestehen könne, und nach sechsmonatlicher Dauer wurde die unglückliche Ehe getrennt. Inzwischen war aber ein glückliches Familienleben zerstört und die ökonomischen Verhältnisse zerrüttet worden. Von ihren Kindern hatte Wilhelmine, das älteste, bereits im Jahre 1822 das Haus verlassen, um in Dresden den Platz einer ersten Sängerin auszufüllen.

Da wir hier nur eine Skizze des Lebensganges der Künstlerin geben, so enthalten wir uns jeder weiteren Aufführung ihrer, im ganzen Deutschland errungenen künstlerischen Triumphe, und kommen auf den Zeitpunkt, wo ein Zerwürfniß mit der Intendanz des Burgtheaters Sophie Schröder (1829) bestimmte, um ihre Entlassung wiederholt einzukommen. Die Schröder benutzte nun einen Reiseurlaub, um ihn nach Willkür auszudehnen.

Wer nicht berufen ist, die Pfade des Genies zu wandeln, dem mußte es Bedenken erregen, wenn Sophie Schröder, dem fünfzigsten Lebensjahre nahe, ihre Stellung in Wien aufgab. Sie

hatte dort vierzehn Jahre der Hofbühne angehört, und ihre Ansprüche auf Pension waren daher längst begründet. Die Vortheile der Stellung in Gegenwart und Zukunft mißachtend, trieb sie ihre Behörde zu dem für diese gewiß unangenehmen Acte, ein in Petersburg glänzend eröffnetes Gastspiel auf diplomatischem Wege unterbrechen zu lassen.

Sophie Schröder begab sich nun nach Berlin, und erst von hier aus sollte es ihr gelingen (1830) ordnungsmäßig aus den Wiener Verhältnissen entlassen zu werden.

Es würde ebenso unrecht als fruchtlos sein, wollten wir die Handlungsweise der großen Künstlerin hier vertreten. Entschuldigt kann sie vielleicht werden, wenn man die Reizbarkeit des Künstlernaturels in Betracht zieht, dem die kleinen Nadelstiche des Lebens, die Keinem erspart werden, als unheilbare Wunden erscheinen. Auch mochte die maßlose Anerkennung, welche die ganze erreichbare Welt, dem Talente huldigend, ihr entgegenbrachte, die Fesseln fühlbar und unerträglich machen, in welche ein Bruchtheil eben dieser Welt sie zu schlagen schien.

Hätte Sophie Schröder Gründe gehabt, die vor der Vernunft bestehen konnten, als sie ihr Wiener Engagement aufgab, so würden diese in späteren Jahren sicher der Familie nicht unbekannt

geblieben sein, was doch in der That der Fall war. Immer muß aber hierbei der Zurückhaltung gedacht werden, welche sie bei Allem beachtete, was ihrer Vergangenheit angehörte. Der Leitung des Burgtheaters bis zu ihren höchsten Spitzen kann in dieser Hinsicht kein Vorwurf gemacht werden. In allen Phasen des noch langen Lebens der Künstlerin bewies Oesterreich, daß es keineswegs gesonnen sei darauf zu verzichten, die Geburtsstätte des Ruhmes und der sorgsame Pfleger der höchsten tragischen Kraft, die Deutschland jemals besessen, gewesen zu sein.

1830 bis 1840.

Im Jahre 1830 führte der jetzt freie Zug des künstlerischen Erdenwallens Sophie Schröder nach München, woselbst sie als ein lieber und bereits wiederholt gefeierter Gast empfangen wurde.

König Ludwig der Erste, welchem, man denke über Regententugenden wie man wolle, Niemand die künstlerische Natur absprechen wird, verehrte Sophie längst, wie er sie stets bezeichnete, als „erste Tragödin Deutschlands“, und vermittelte ihre sofortige Anstellung beim Hoftheater. Nach den Theatergesetzen konnte sie aber, vorgerückten

Alters halber, nicht auf eine Zeit angestellt werden, welche die Berechtigung zur Pension gewährte. König Ludwig hob diesen Mißstand großmüthig dadurch, daß er die Pensionskasse in so weit entschädigte, daß die Künstlerin schon nach fünfjähriger Wirksamkeit in volle Pensionsansprüche treten konnte. In München wie in Wien bethätigte sich wieder der belebende und begeisternde Einfluß Sophiens auf einen würdigen Künstlerkreis, unter denen Eslair, das Dahn'sche Ehepaar, Jost, Urban, Wespermann und Charlotte von Hagn besonders hervortreten. Nun wurden Gesammtwirkungen erzielt, wie München sie später nicht wieder erleben sollte. Hier schuf sie auch das großartige Gebilde ihrer Goethe'schen „Iphigenia", an deren Studium sie zagend nur in heiliger Ehrfurcht herantrat, um es in vollendeter Schönheit glänzen zu lassen. Die Rollen der Eiva in Schenk's „Die Krone von Cypern" und der Sibylle in Raupach's „Kaiser Heinrich der Sechste" sind ebenfalls als neue aufzuführen.

Nach fünfjährigem Aufenthalt in München machte Sophie ihren Anspruch auf Pension geltend, um dann abermals (1836) in ihre alten Verhältnisse zum Wiener Burgtheater zu treten. Das dortige Zerwürfniß scheint somit nur ein Schmollen gewesen zu sein, da Sophie von München aus

schon 1833 und 1835 zu längeren Gastspielen nach Wien berufen worden war.

Der Wirkungskreis der Künstlerin bei ihrem dritten Engagement in Wien konnte in Bezug auf das von ihr bisher ausschließlich vertretene Fach nur ein beschränkter sein. Als neu unter ihren Rollen erscheint die Claudia in „Emilia Galotti", Armgard im „Tell" und Anna Lambertazzi in Halm's Tragödie „Ismelda Lambertazzi". Zur Mitwirkung in den damals gangbaren Schau- und Lustspielen konnte sie sich nur in einzelnen Fällen, mit schwerem Herzen herbeilassen und vermochte es vielleicht wirklich nicht mehr den rechten Ton in solchen anzuschlagen. Unlust befiel die Künstlerin; vielleicht der Gedanke, sich selbst in einem ungewohnten, prosaischen Wirken absterben zu sehen. — Schon nach drei Jahren bat sie, aus Gesundheitsrücksichten, um ihre Entlassung und Pensionirung. Beide Gesuche wurden ihr gewährt und Sophie sollte nun, von ihrem sechzigsten Jahr nicht mehr weit entfernt, für immer von der Bühne scheiden. Sie bezog einen lebenslänglichen Jahresgehalt von 1200 Gulden von Baiern und 800 Gulden von Oesterreich, trat somit in bescheidenen, doch gesicherten Verhältnissen in's bürgerliche Leben zurück. Dies verdankte sie einzig der Huld und Anerkennung, welche Ludwig von Baiern und die Kaiser Franz,

wie Franz Joseph ihren Verdiensten als Künstlerin zollten.

Niemand empfand dieß auch tiefer und inniger als sie. „Habsburg und Wittelsbach", pflegte sie zu sagen, „sind die Schutzengel meines Lebens gewesen und nichts kann meiner Verehrung und Dankbarkeit gegen beide gleichkommen".

1840 bis 1860.

Für Jeden, der sich im Vollbesitze geistiger und körperlicher Kraft, nach langer gesegneter Geschäftsthätigkeit plötzlich zur Ruhe versetzt sieht, wird häufig ein Verhältniß eintreten, welches dem Schiffe gleicht, das lange den Stürmen und andrängenden Wogen widerstanden, nun aber in den Hafen der Ruhe gelangt, sich mehr und schneller abnützt, als im stärksten Kampf mit den Elementen. Dies wird noch besonders für Bühnenkünstler gelten, die auf einem Boden wirkten, der mit einem magischen Zauberkreis umzogen ist, aus dem herausgetreten er sich fremd und verlassen fühlen muß. Nur ein starker Geist kann hier Bescheidung lehren, und die Kluft ausfüllen, welche sich ihm erschlossen hat. Einen solchen Geist besaß Sophie Schröder. Sie fand Ersatz, indem sie sich dem Familienleben, dem sie, durch Beruf gezwungen, ferner gestanden hatte,

nun mit größter Innigkeit hingab; indem sie freudig an ihrer humanen und geistigen Entwicklung fortarbeitete und nie, bis zu ihrem Tode, der Muse untreu ward, der sie ihr Dasein geweiht hatte.

Augsburg nahm sie nun als Bürgerin auf, ein Ort, den sie deshalb wählte, weil ihr Sohn Alexander dort als Lieutenant in Garnison stand. Hier knüpfte sich ein Band verwandtschaftlicher Liebe und Anhänglichkeit zwischen Mutter und Sohn, das nicht schöner gedacht und nur durch den Tod getrennt werden konnte.

Das gemüthliche Stillleben in Augsburg wurde nur durch gelegentliche Reisen, in denen sie ihre Kinder aufsuchte, unterbrochen. Eine derselben führte 1847 nach Hamburg, wo sie, von der Direction aufgefordert, noch einmal als Isabella von Messina die Bühne mit unveränderter Kraft und Erfolg betrat. Hamburg's Bühne, die Wiege ihres Talentes, sollte somit auch des letzten Auftretens der vollendeten Künstlerin theilhaftig werden. Das Jahr 1854 wurde dadurch ihrem dereinstigen Biographen gefährlich, daß es die Veranlassung zu der Vernichtung ihrer sämmtlichen Papiere gab. Eine ungewöhnlich bösartige Cholera-Epidemie und die Abwesenheit des Sohnes brachten eine trübe Stimmung und den Gedanken hervor, daß ihrem Leben einsam ein schnelles Ziel gesetzt werden könnte. Die

Papiere sollten aber nicht in unrechte Hände fallen. Und so wurde Alles vernichtet, was auf die Vergangenheit Bezug hatte und sicher viele Documente von den Händen bedeutender Männer und Frauen, an die die Geschichte ein Anrecht gehabt.

Im Jahre 1855 wurde das Regiment, dem Sophie Schröder's Sohn als Hauptmann angehörte, auf drei Jahre nach Landau in Garnison gelegt. Nun wurden die Zelte in Augsburg abgebrochen und in die Pfalz versetzt. Der ungesunde Aufenthalt in Landau wollte aber um so weniger zusagen, als im benachbarten Manheim Auguste, die jüngste Tochter, am Theater wirkte. Die Schröder zog nach Gleisweiler, welches nun einen freundlichen Zwischenpunkt für den Umgang mit Sohn und Tochter gewährte. In Manheim sollte sie auch das Ehebündniß segnen, welches die Letztere bald darauf mit dem Schriftsteller Arnold Schlönbach schloß. — Hauptmann Schröder trat um das Jahr 1858 krankheitshalber in Pension, und da zu gleicher Zeit das Schlönbach'sche Ehepaar nach Coburg seinen Wohnsitz verlegte, wo die Frau ihren früheren Platz als Hofschauspielerin wieder eingenommen hatte, so fesselte nichts mehr an die Pfalz. Ehe für Mutter und Sohn die feste Niederlassung in München erfolgte, verlebten dieselben aber noch ein Jahr in Hamburg, dem steten Anziehungspunkte

für Sophie Schröder. Vielleicht würde sie ihn nicht wieder verlassen haben, wenn nicht der Wunsch des Königs und des Sohnes demselben entgegengestanden hätte. Im Jahre 1859 verließ sie Hamburg, dießmal, um nicht wieder dahin zurück zu kehren.

In München kaum erst eingewohnt, sollte sie gleich von heftigen Stürmen erfaßt werden, die auf ihr Gemüthsleben eindrangen und jeder anderen Constitution, die gleich ihr bald achtzig Jahre zählte, verderblich hätten werden können. Da diese aber theils trauriger, theils erhebender Natur waren, so fand dadurch eine Ausgleichung statt. Der Tod ihrer berühmten Tochter Wilhelmine Schröder-Devrient, der 1860 eintrat, beraubte sie nicht nur einer Tochter, sondern einer Collegin, mit der sie zwanzig Jahre lang, jede in ihrer Weise, um die Palme höchster Anerkennung gerungen hatte. Beiden ist sie zu Theil geworden. Aus ihrer Betrübniß wurde Sophie Schröder zunächst durch die Schillerfeier, welche der hundertjährige Geburtstag hervorrief, gezogen. Auf allgemeines Verlangen mußte sie zur Verherrlichung dieses Tages die „Glocke" vortragen und fand in sich noch Kraft und Schwung des Geistes hinreichend dieser Aufgabe auf unnachahmliche Weise gerecht zu werden. Doch lassen wir hier die Münchener selbst reden.

„München, den 9. November.

„Festvorstellung zur Schillerfeier.

„Mit allgemeiner Spannung sah man nun dem Erscheinen der Frau Sophie Schröder entgegen. Aller Augen richteten sich nach der Thüre, durch welche die berühmte greise Künstlerin treten sollte. Sie erscheint an der Hand des Regisseurs Richter; jubelnder Zuruf begrüßt sie. Schon die ersten Worte: „Das Lied von der Glocke, von Schiller" bekundeten, daß ihr Organ dem Alter trotzte, und noch große Kraft besaß. Aber nicht nur viele Kraft, auch alles Gefühl hat sie behalten und ungeschwächt flammte, in den rechten Momenten, die Leidenschaft aus ihrem künstlerisch vollendeten Vortrag. Das ganze Haus fühlte sich zur Bewunderung hingerissen, so daß die Künstlerin wohl mehr als sechsmal vom Beifallssturm unterbrochen wurde. Am Schlusse der Declamation aber nahm das Bravorufen nicht eher ein Ende, als bis Sophie Schröder dreimal nach einander auf der Scene erschienen war, und dem Publicum gerührt mit stummer Geberde gedankt hatte. König Ludwig neigte sich aus seiner Loge hervor und gab der auch früher von ihm Gefeierten seinen Beifall in der ihm eigenen lebhaften Weise, mit Applaudiren Nicken und Zuwinken, zu erkennen."

Kaum waren diese Töne einer erhabenen Festlichkeit verklungen, als der 1. März 1861 die Geburtstagfeier der greisen Künstlerin einläutete, mit welcher sie in das achtzigste Lebensalter eintrat. Ein Fest, das sich spontan aus dem allgemeinen Bewußtsein entwickelt zu haben schien, daß die Tage der größten Erscheinung im Bereiche des Dramas zur Rüste gingen. Es war an der Zeit, dessen Spuren nicht vom Winde verwehen zu lassen, und ihr Andenken würdig der Nachwelt zu überliefern.

Hier müssen wir abermals den Bericht denen überlassen, die so glücklich waren, Zeugen des Festes zu sein. In seiner ganzen Ausdehnung wird man denselben in der zweiten Abtheilung finden, womit wir einem ausgesprochenen Wunsche nachgekommen sind, der für uns eine Verpflichtung war und der wir uns mit den Empfindungen tiefen Dankes, entledigen mußten. Unter den Ovationen, welche man dort finden wird, leuchtet eine bedeutsam hervor. Ein Altersgenosse der Künstlerin hatte im Jahre 1809 einen lyrischen Erguß an dieselbe gerichtet, den er ihr mit einigen Strophen der Weihe abermals zusendet.

Wahrlich! es muß doch eine eigene Sache um die Kunst der Schröder gewesen sein, das Feuer ihrer Begeisterung ein eigenes, da es in seiner Mittheilung die Herzen bis zum Grabe erwärmen konnte.

Von nun an sollten sich ihre Tage außer Berührung mit dem Publicum langsam abspinnen, leider unter der Entwickelung einer Gesichts- und Gehörschwäche, die sich allmählich so steigerte, daß die Pforten, welche dem Geiste die unentbehrliche Nahrung zuführen, fest verschlossen wurden. Und dennoch blieb der Geist ein ungetrübt mächtiger bis zum letzten Athemzuge, und rührend war die Beobachtung, daß dieser Geist, nun gleichsam in eine Citadelle eingeschlossen, muthig fortkämpfte und sich nur dem Tode ergab.

Ein wichtiges Ereigniß für Sophie Schröder, das sich in seinen Folgen als ein glückliches herausstellte, war die in das Jahr 1862 fallende Verheirathung ihres Sohnes Alexander. Eine Trennung im Zusammenleben ward dadurch nicht herbeigeführt und diese fand erst kurz vor ihrem Tode statt, und wurde durch einen unerwarteten Kindersegen herbeigeführt. Doch auch hier entschädigte das Glück, einen geliebten Sohn jetzt in ungetrübter Gesundheit zu wissen, und die Freude, welche ihr die kleinen Enkel gewährten. Einen begründeten und tief von ihr empfundenen Kummer sollte der im Jahr 1866 erfolgte Tod ihres Schwiegersohnes Schlönbach herbeiführen, der in treuer Liebe und Verehrung an ihr gehangen hatte. Ein Ehebündniß

löste sich dadurch, das bis dahin eines ungetrübten Glückes theilhaftig geworden war.

Arnold Schlönbach war ein begabter und beliebter Verfasser von Novellen und Romanen. Höhere Anerkennung brachten ihm seine epischen Gedichte „Die Hohenstaufen" und der „Stedinger Freiheitskampf". Auch seinen Bestrebungen in liberalem Sinne, namentlich um Volkserziehung, darf ein ehrendes Andenken nicht fehlen.

Im Jahre 1867 stieg das Augenleiden der Greisin fast bis zur vollständigen Erblindung. Begierig haschte sie nach einem Hoffnungsstrahl, den ihr der berühmte Operateur Professor Dr. Nußbaum bot. Dieser erwartete von einer Operation noch Herstellung der Sehkraft. Mit Ungeduld herbeigewünscht und mit Fassung ertragen, fand diese nun statt, und — zum höchsten Entzücken der Leidenden, mit kaum gehofftem Erfolge. Das Tragen der Staarbrille wurde aber auf lange noch vorgeschrieben und die größte Ruhe empfohlen. Beschäftigung des Geistes war aber einmal unabweisbares Bedürfniß für sie und um diesem zu genügen, mußte ihre Kammerjungfer ihr Schiller's „Der Kampf mit dem Drachen" satzweise so lange vorlesen, bis sie das ganze Gedicht, in verhältnißmäßig kurzer Zeit, ohne Anstoß, hersagen konnte. Mit solchen Beschäftigungen gingen täglich einige

Stunden hin, bis der ersehnte Tag erschien, der den Gebrauch der Brille gestattete. Daß sie vom Lichte der Augen Gewinn zog, mag folgender Brief an ihre Tochter Auguste Schlönbach darthun, der letzte wohl, den sie schrieb. Er ist vom 18. Januar 1868 datirt, fünf Wochen vor ihrem Tode, als sie volle 87 Jahre zählte. Gleichfalls gibt dieser Brief uns kund, wie licht auch ihr Geist noch war, da die Matrone ein Werk, wie das in dem Brief bezeichnete, noch mit solchem Interesse erfassen konnte.

„Meine Liebe Herzens-Guste!

„Unmöglich kann ich den Neujahrsmonat vorübergehen lassen, ohne mein Versprechen zu erfüllen, Dir für Dein hübsches Geschenk, das Buch „Euphorion“ von Ferdinand Gregorovius, in einigen Zeilen meinen herzlichsten Dank zu sagen. Ich bedauere übrigens nichts mehr, als daß mein Augenlicht nicht hinreicht es selbst lesen zu können, weil man es dann doch nur recht in sich aufnehmen kann — und übrigens mein Gehör auch nicht gerade dazu gemacht ist, Alles aus fremdem Munde zu verstehen, da mein Vorleser, wie dir Alex geschrieben, der gute Julius Schnell unwohl geworden und sich sehr schonen muß. Da ich aber durch das Wenige, was ich gehört, begierig auf das Weitere

geworden war, so hat der gute Alex es unternommen, mir alle Tage etwas daraus vorzulesen. Leider verstehe ich ihn auch oft nicht genau, indessen ist das Wenige, was mir klar wurde, hinreichend, mich dafür zu begeistern und wäre es nur die Beschreibung des Candelabers! Da man solche Sachen gern mehrmals hört, so wird es mich sehr freuen es mir von Dir vorlesen zu lassen.

Für heute leiden meine Augen es nicht, mehr mit Dir zu plaudern. Zum Schlusse lege ich ein gedrucktes Zettelchen bei, unsern guten Professor (Nußbaum) betreffend*); ich glaube Dir eine Freude damit zu machen, indem Du ja auch, wie ich weiß, große Stücke auf ihn hältst.

Bald schreibe ich Dir wieder, für heute lebe herzlich wohl. Alles sendet Dir die besten Grüße, die ganze Familie Schröder, der kleine Liebling Alex voran.

Tausend Küsse mit Liebe gegeben von Deiner treuen Mutter.

Sophie Schröder."

Wenige Wochen später wurde dieselbe von einem Katarrhe der Luftwege ergriffen, einer Krankheit, welche sie in den letzten Lebensjahren schon

*) Es enthielt die Nachricht seiner Erhebung in den Adelstand.

mehrfach siegreich überstanden hatte. Leider sollte sie diesesmal derselben, nach achttägiger Dauer erliegen. Ihr Sohn kam in dieser Zeit nicht von ihrer Seite, in seinen Armen verschied sie sanft am 25. Februar 1868. Die Frau Assessorin Schnell, ihre treue Freundin, in deren Hause sie wohnte, und die bei ihrem Hinscheiden zugegen war, berichtet darüber in einem Briefe an Auguste Schlönbach:

„. . . ihre letzten Worte, die sie Morgens 4 Uhr sprach, waren: „Heute macht es der liebe Gott aus mit mir.“ — Im Tode war sie schön, Sanftmuth und Hoheit prägten sich auf dem Gesichte aus.“

Am 25. Februar 1868 starb Sophie Schröder und am 29. desselben Monates König Ludwig.

Eine der größten Kunsterscheinungen des Jahrhunderts und der größte Kunstfreund und Förderer der Kunst sollten fast in einer Stunde aus dem Leben scheiden.

Das Begräbniß einer großen Tragödin am 27. Februar im Friedhofe zu München.

(Zeitungs-Bericht.)

Am 27. Februar Nachmittags vier Uhr fand im hiesigen Gottesacker eine so erhebende und zugleich so ergreifende Feierlichkeit statt, wie sie wohl nicht oft innerhalb dieses weiten Raumes gesehen werden dürfte. Man beerdigte nämlich die im hohen Alter verstorbene Sophie Schröder. Wer kennt nicht in dem gebildeten Europa und in den Künstlerkreisen der ganzen Welt den Namen dieser hochgefeierten Tragödin, dieser berühmten Mutter jener berühmten Wilhelmine Schröder-Devrient? — An ihrem Grabe versammelten sich fast alle hiesigen Celebritäten der Kunst, um der gefeierten Tragödin Palmzweige und Lorbeerkränze mit in das Grab zu legen. Bei der Beerdigung trug man vor ihrem Sarg ein Kissen von weißem Atlas, auf welchem ein von der hiesigen Hofbühne ihr gewidmeter Lorbeerkranz ruhte. Den Zug eröffnete die Musik des Infanterie-Leibregiments, den Trauermarsch von Beethoven blasend. Dem Sarge folgten der k. Hoftheater-Intendant Freih. von Perfall in Uniform und sämmtliche Mitglieder der k. Hofbühne mit Palmzweigen. Im Namen des Königs war der Flügeladjutant Hauptmann von Sauer

anwesend. Am Grabe selbst hielt nach der Ansprache des Herrn Dechant Mayer der königl. Hofschauspieler Herr Richter mit seiner weithintönenden klangvollen Stimme eine ebenso ergreifende als begeisternde Rede. Wir wollen sie zur ewigen Erinnerung an diese würdige Feier hier mittheilen, wie folgt:

„— Schnell und spurlos geht des Mimen Kunst,
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber,
Und ihren Ruhm bewahrt kein dauernd Werk.
Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze!“ —

„O, wie wahr ist dieses Wort; täglich sehen wir diesen Ausspruch des Dichters erneut bestätigt; Hunderte und aber hunderte Jünger Thaliens, die durch Talent, Bildung, Wissen und eifriges Studium Vortreffliches, ja Herrliches leisten, schätzen sich glücklich, wenn der Augenblick ihnen gehört, wenn im Moment der That auch die Anerkennung folgt: ist der Vorhang gefallen, bleibt kaum eine schwache Erinnerung an ihr Werk zurück, und bald sind sie und ihr Wirken dem Staub und der Vergessenheit anheimgegeben.

„In jeder Kunst gebiert jede neue Zeit gewaltige Geister, deren Namen durch ihre Werke in Jedermanns Gedächtniß leben, der Kunstjünger sieht bei seinem ersten Aufstreben schon eine Reihe glänzender Vorbilder und begeistert sich an ihnen zu

hohem, heiligem Streben und stätiger Nacheiferung, ja der Laie selbst bildet und läutert seinen Geschmack an ihren Werken.

„Nicht so ist es in der Schauspielkunst: Welche Namen — doch nur Namen — großer Darsteller sind aus den vergangenen Jahrhunderten bis auf heute zu uns gedrungen und widerlegten siegreich den Ausspruch des Dichters? Garrick, Eckhof und wenige Andere. Aber mit fester Ueberzeugung stehen wir an diesem Grabe, daß der Name Sophie Schröder zu diesen wenigen gehören wird. Fast ein Viertel-Jahrhundert war die große Künstlerin schon der Bühne fern, die jüngere Generation wußte kaum mehr, daß sie lebe, und doch waren ihr Name und ihre Darstellungen Keinem unbekannt; wir stehen wie eine späte Enkelwelt, wie wirklich eine Nachwelt vor diesem Sarge, um dem Namen der Dahingeschiedenen unsere Huldigung darzubringen.

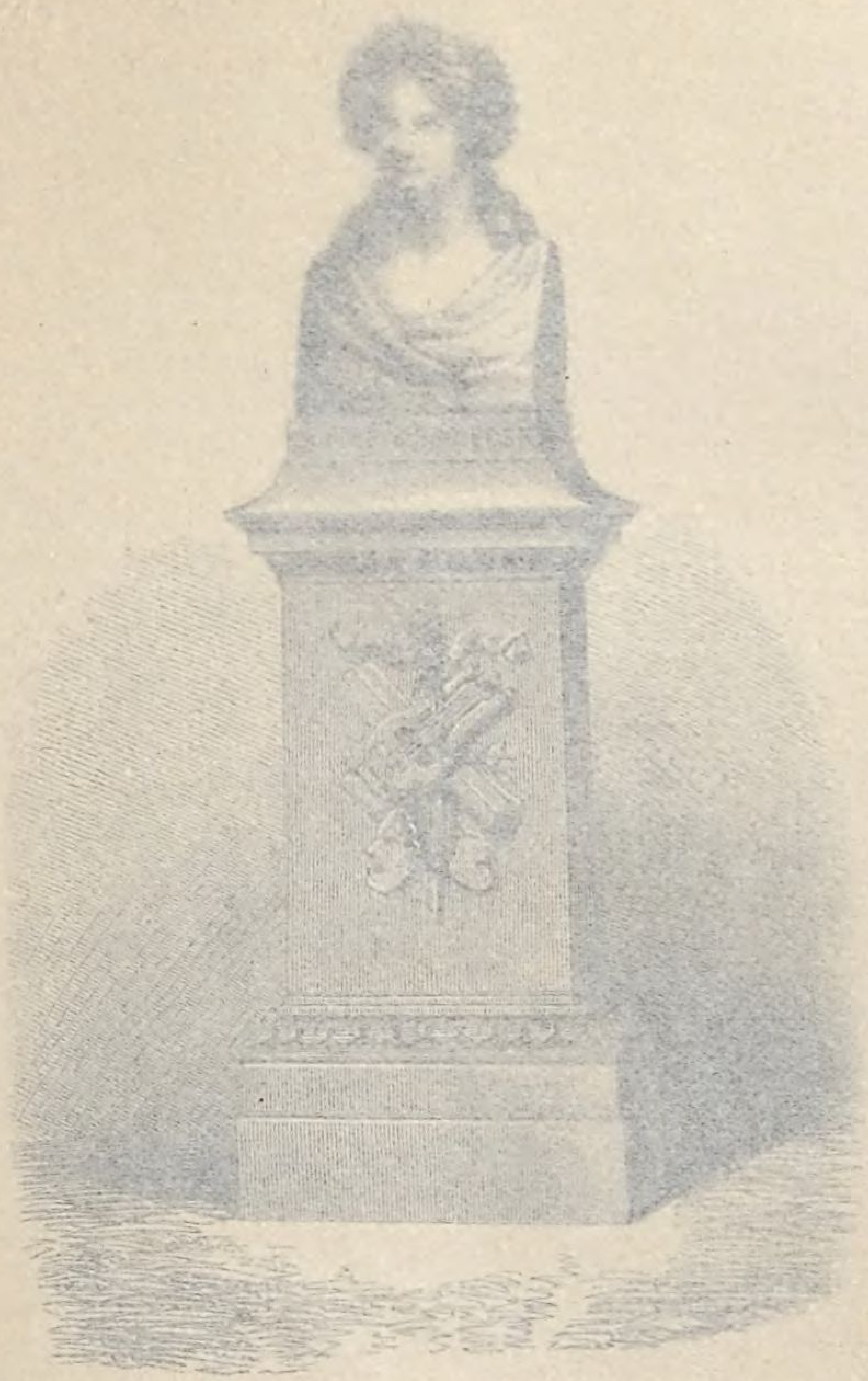
„Ja, Sophie Schröder, Du warst eine Meisterin, eine Fürstin im Reiche der Kunst! Mit kühner Hand griffst Du im Anfange dieses Jahrhunderts in die damals allgemein anerkannte Devise Iffland's: „Natur, nur Natur!“ brachtest wieder Idealität auf die Bühne und veredeltest die nur natürliche Darstellung durch die Kunst, ohne die Wahrheit zu verletzen. Nur wenigen von uns war es ver-

gönnt, Dich in Deinem künstlerischen Wirken anzustaunen und dennoch schwebst Du uns Allen glänzend vor, wie ein schöner Stern am Himmel: Wir folgen seinen Strahlen, ohne den Stern erreichen zu können! Was die Tradition von Dir uns gegeben, drängt uns mächtig, Deinen Fußstapfen auf dem Wege der Kunst zu folgen; Dein Name wird von jedem deutschen Schauspieler stets mit Ehrfurcht genannt werden. Doch nicht wir allein denken so! Wie herrlich Deine genialen Darstellungen gewesen sein müssen, beweist uns wohl am besten diese ungeheuere leidtragende Menge; denn nicht etwa das Gefühl einer jüngst durch eine schöne Leistung erworbenen Neigung, nicht etwa die Empfindung für eine aus reichem Kunstleben plötzlich gerissene Künstlerin hat sie hier versammelt, — nein! nur die Erinnerung an etwas Großes, Unvergeßliches, noch Unerreichtes! — Und nicht nur wir, die Anwesenden, ehren so die große Todte, von allen Seiten kommen und mehren sich die Beweise der Theilnahme und der Trauer. Die königl. Hoftheater von Berlin und Dresden sandten durch ihre Generalintendanten diese Lorbeeren und diese Palmen, um sie der greisen Künstlerin in's Grab nachzusenden, und vereint mit dem von unserer Gemeinschaft der genialen Tragödin geweihten Lorbeer legen wir diese wohlverdienten Kränze des

Ruhmes auf den Sarg der dahingeschiedenen Meisterin nieder!

„Ruhe sanft, irdischer Ueberrest von Sophie Schröder! Ein letztes Lebewohl! Deine künstlerischen Thaten aber werden mächtig fortleben in unserer Brust für alle Zeit!"

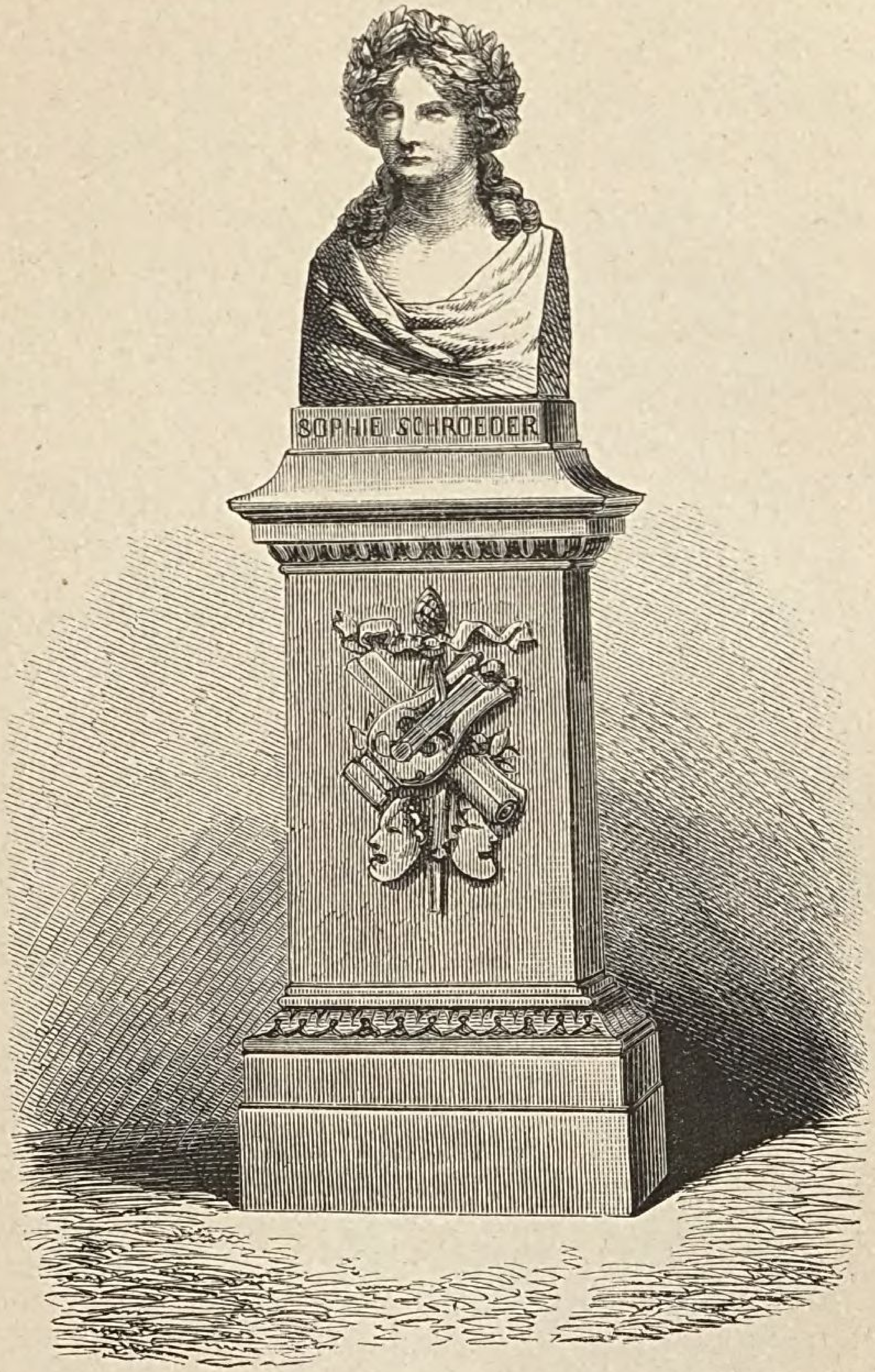
So schloß Herr Richter die Grabrede mit bewegter Stimme. Und während man das weißatlassene Kissen mit dem Lorbeerkranz sammt den sämmtlichen Palmzweigen auf den Sarg in das Grab legte, und während von den hierbei erschienenen Abgesandten der Hofbühne von Berlin und Dresden je ein Lorbeerkranz mit Palmzweigen gleichfalls in das Grab gelegt wurden, sang der Chor der königlichen Oper der Geschiedenen ein wahrhaft rührendes Schlummerlied. Sicher wird allen Jenen, welche sich am Grabe der Sophie Schröder versammelten, das würdevolle Begräbniß dieser großen Tragödin unauslöschlich im Gedächtniß bleiben.



Ruhmes auf den Sarg der dahingeschiedenen [illegible]rin nieder!

„Ruhe sanft, irdischer Ueberrest von [illegible] Schröder! Ein letztes Lebewohl! Deine [illegible]rischen Thaten aber werden mächtig fort[illegible] unserer Brust für alle Zeit!“

So schloß Herr Richter die Grabr[illegible] bewegter Stimme. Und während man das [illegible] gefassene Kissen mit dem Lorbeerkranz sammt [illegible] Palmzweigen auf den Sarg [illegible], und während von den hierbei [illegible] Abgesandten der Hofbühne von Berlin [illegible] je ein Lorbeerkranz mit Palmzweigen in das Grab gelegt wurden, sang [illegible] Chor der königlichen Oper der Geschiedenen [illegible] wahrhaft rührendes Schlummerlied. Sicher [illegible] allen Jenen, welche sich am Grabe der Sophie Schröder versammelten, das würdevoll[illegible] Begräbniß dieser großen Tragödin unauslöschlich im Gedächtniß bleiben.


SOPHIE SCHROEDER

II. Abschnitt.

Näheres Eingehen auf Sophie Schröder's Eigenart in künstlerischer und menschlicher Beziehung und Sophiens Naturgaben und Ausbildung derselben.

Die äußeren Attribute, mit denen die Natur Sophie Schröder ausgestattet hatte, waren geeignet, den von ihr erwählten Beruf theils höchst wirksam zu unterstützen, theils denselben weniger zu begünstigen. Ihr Wuchs blieb einige Linien unter der Mittelgröße des Weibes zurück. Die Grundlage jeder dauerhaften Körperschönheit, der Knochenbau, war ohne Tadel, zierlich, fest, in harmonische Verhältnisse geregelt, und namentlich zeigten sich Hände und Füße vollkommen schön. Die umgebende Hülle trug in der Jugend die Formen angenehmster Weiblichkeit, in reiferen Jahren neigten sie zur Fülle.

Die Gesichtsbildung war, ohne gerade auf Schönheit Anspruch machen zu können, höchst anziehend, jeglichen Ausdruckes fähig und bedeutungsvoll durch eine hohe, edel geformte Stirne unter welcher ein Paar tiefblaue Augen in sanftem Blicke hervorleuchteten, deren Feuer sich aber auch zur verzehrenden Glut steigern konnte. Der Ausdruck derselben überhaupt gehörte einzig nur ihr an. Die Hautfärbung war hell und durchsichtig, das Kinn war durch ein tiefes Grübchen getheilt; ein Stempel, der Sophien von ihrer Mutter vererbt war. Den wohlgeformten Kopf umfloß in reicher Fülle schwarzes Haar.

Eine so ausgestattete Persönlichkeit, mit einem Talente begabt, das sich in alle Formen zu schmiegen vermochte, mit einem mächtigen klangvollen Organ für die Rede, und einem angenehmen hohen Sopran, bei haarscharfem Gehör für den Gesang ausgerüstet; mußte in allen Rollen des Schau- und Lustspiels, wie in der Oper damaliger Zeit und dem Singspiel sich schnell zur entschiedensten Geltung bringen. — Nicht so günstig war aber diese Körperlichkeit für die erhabenen Gestalten des Kothurnes. Und dennoch war es Sophien bestimmt in den höchsten Gebilden der tragischen Muse den Triumph ihres Darstellungsvermögens zu finden.

Irren würde man aber bei der Annahme, daß dieses ohne großen, andauernden Fleiß und ohne die eingehendsten Studien erreicht worden wäre. Nur in ihrem Verbande war es dem großen Genius Sophiens möglich jedes Hinderniß hinwegzuräumen und zur vollständigen Beherrschung ihrer Mittel zu gelangen.

Die Künstlerin begnügte sich nicht mit der einfachen Benutzung des von der Natur ihr verliehenen prachtvollen Redeorgans, sondern unterwarf dieses einer besonderen andauernden Schulung. Von ihrer Tochter Elisabeth, welche ihr die Rollen überhören mußte, wissen wir, daß sie dieselben mit einem zwischen die Zähne geklemmten Korke hersagte. Es geschah dies, um sich des vollständigen Gebrauches des Buchstaben S zu versichern, der für die Deutlichkeit der Rede, nach ihr, von größter Bedeutung sei; gleichfalls cultivirte sie das R, welches bei germanischen Völkern wenig anlautet, und ohne dessen richtigen Gebrauch die Rede allen Glanzes entbehrt. Wurde nun schließlich das Hinderniß des Korkes entfernt, so ging ein Strom der Rede aus ihrem Munde, für dessen Gewalt es keine Hemmung gab, als den eigenen beherrschenden Willen. — Nach ihrer Meinung arbeitete sie mit der Brust beim Reden weniger, als zu anstrengend, mehr aber mit den Kinnladen. — Es kann dieß nur

dahin verstanden werden, daß die Künstlerin dem im Kehlkopfe gebildeten Tone, vor dem Austritte, diejenigen Hülfen zukommen ließ, welche die Organe der Mundhöhle gewähren und deren richtigste Verwendung sie durch Studium sich eigen gemacht. Das Hindeuten einiger Kritiker auf das Unschöne ihres breiten Mundes mag vielleicht der Ausarbeitung dieses Organes seine Entstehung verdanken. Wir haben den Mund nicht zu groß noch zu breit, sondern dem Gesichte bei der Rede anpassend gefunden; auch nie gehört, daß man bei bedeutenden Rednern, Schauspielern und Sängern den Mund in Verantwortung gezogen hätte. Vielleicht geschah letzteres nur, weil sonst nichts auszustellen war und der böse Mund das Verbrechen übte, so viel Unnachahmliches aus sich hervorgehen zu lassen. Es ist vielleicht hier am Orte, einer Anecdote zu erwähnen, zu welcher Sophie Veranlassung gab.

Dieselbe wohnte 1834, zu Gastrollen in Hamburg anwesend, bei mir ihrem Schwiegersohne. Morgens um 5 Uhr hörte ich von meinem an das ihrige stoßenden Schlafzimmer das monotone Hersagen einer und derselben Strophe zwanzig, dreißigmal und öfter, so, daß ich zuletzt in Besorgniß über die Ursache dieses Treibens gerieth.

Beim Frühstück veranlaßte mich dies zu der Frage: „Was, liebe Mama, haben Sie diesen Mor-

gen schon so früh getrieben?" „Nun, — war die Antwort, — ich habe meine Rolle für den heutigen Abend, wie immer, laut recitirt." „Das begreife ich," lautete die Entgegnung, „nur nicht, wie ein und derselbe Satz in's Unendliche zu wiederholen ist." „Ach, so!" ließ sie sich jetzt vernehmen, — „da kam ich auf ein Wort, das nicht in gewohnter Weise über die Zunge wollte, und dann" — fuhr sie nun mit erhobener, zorniger Stimme fort, — „dann gebe ich keine Ruhe, die Zunge muß so lange ihre Widerspenstigkeit büßen, bis sie Ordre parirt, nein, — dafür ist keine Gnade bei mir!" — Ein Organ, das unter solcher Zucht gehalten wurde, macht es auch begreiflich, daß die achtzigjährige Greisin noch vor dem Publicum erscheinen, und dasselbe durch den Vortrag in Erstaunen und Entzücken versetzen konnte.

Eine gleiche Sorgfalt wie auf die Sprachorgane, wurde auch auf die Haltung des Körpers verwendet. Hier konnte, um von den gewöhnlichen Uebungen nicht zu reden, für höhere Vorwürfe nur nach der Antike gearbeitet werden. Durch Fleiß und Studium hatte sich die Künstlerin das Tragen der griechischen und römischen Gewandung und die Handhabung des Mantels auf bewunderungswürdige Weise zu eigen gemacht.

In der Ruhe, wie in der lebhaftesten Action, bot die Haltung des Körpers und der Faltenwurf den schönsten Vorwurf für die bildende Kunst. Niemand dürfte es eingefallen sein, bei dem Adel in jeder Bewegung, die Höhe des Körpers zu vermissen, und selbst ein Perikles würde auf die Worte: „Ich bin aus Tantalus Geschlecht“ in ihr die eingeborne Göttertochter des sonnigen Hellas begrüßt haben.

Aber, höre ich die Urwüchsigen unserer Zeit ausrufen, das ist Dressur, „ein Fechten nach dem Rechnenbuch“, dem sich ein Genie nicht unterwerfen kann und muß!

Sophie war anderer Meinung, sie glich darin dem Nordlandsrecken, der wohlbedächtig vorher sein Schwert prüft, schärft und von Wodan (der Vernunft) feyen läßt, um dann sicher einen Sieg zu erringen, dem keine Niederlage folgen kann. Bei der Stellung Sophie Schröder's am Burgtheater und dem großen Ruhm, den sie erworben, konnte sie sich dem Andrange ihrer Bewunderer nicht füglich entziehen. Nach den Vorstellungen waren gewöhnlich die Räume ihrer Behausung geöffnet und füllten sich mit Besuchern aus allen Ständen, welche für ihre Kunst schwärmten. Hier konnte man der höchsten Aristokratie des Adels und des Geistes begegnen, ihrem Genius huldigend. Irren würde man aber,

hierin eine Befriedigung der Eitelkeit von Seiten der Künstlerin zu erblicken, oder wenn man meinte, daß sie ein bureau d'esprit zu ähnlichem Zwecke errichtet hätte. Nichts konnte derselben ferner bleiben, da ihre Bescheidenheit noch unendlich größer war, als ihr Verdienst. Alles, was sie den Lobpreisungen entgegensetzte, war, „nun es freut mich, wenn ich es recht gemacht, wenn ihr zufrieden mit mir seid."

Auf Fragen der Dichter oder Kritiker, die Auffassung dieser oder jener Rolle betreffend, gab sie bereitwilligst Auskunft, und entwickelte mit seltener Klarheit des Gedankens ihre Ansicht. Sie brauchte jetzt nicht, wie einst dem großen F. L. Schröder gegenüber, die Augen beschämt niederzuschlagen mit dem Geständnisse: sie wisse nicht warum sie gut gespielt habe, sie wußte jetzt mehr, sie wußte: warum sie nicht schlecht spielen konnte.

Eine vortreffliche Bibliothek, auf die sie viel verwandte, enthielt alle classischen Werke der Dichter und Aesthetiker, und einen Schatz historischer Schriften. Bei den Stücken auf historischer Grundlage unterließ die Künstlerin es nie, vor dem Studium ihrer Rolle die einschlagenden Geschichtswerke in Berathung zu ziehen, um den Geist der Zeit zu ergründen, in welcher sie sich zu bewegen habe.

Die Sibylle in „Kaiser Heinrich der VI." von Raupach trat nicht ohne Raumer's „Hohenstaufen" in's Leben. Und so verhielt es sich mit allen ihren Schöpfungen, immer führten dieselben sie auf verwandte Studien, welche für die Durchbildung ihres empfänglichen Geistes von entschiedenem Einfluß waren. — Ihr Bildungstrieb war so groß, daß sie noch im vierzigsten Jahre Englisch erlernte, und in ihrem siebzigsten einen französischen Sprachlehrer hielt, um eine in Vergessenheit gerathene Sprache aufzufrischen.

Sophien's Herzens- und Seelenleben.

Wir kommen jetzt auf einen Punkt, den wir gern vermieden hätten, insofern er an Schwächen erinnert, von welchen Sophien's Organisation nicht frei blieb. Ein Uebergehen würde jedoch vieles dunkel lassen, was in ihrer Erscheinung lag, und vielleicht mußten dieselben noch nothwendig aus dem plastischen Boden ihrer Künstlernatur hervortreten. Beschäftigung des Herzens und der Phantasie waren der früh verwittweten Frau ein Bedürfniß und so knüpften sich Verhältnisse, welche ihr wohl nie das gewährten, was sie in ihnen suchte, ja, Enttäuschungen, herben Kummer, verzweifelnden Gram herbeiführten, und durch Eingehen einer späten Ehe Ursache zu der Zerrüttung

ihres Wohlstandes wurden. Sie selbst deutet wohl in dem kurzen Bruchstücke der Selbstbiographie, welches sich erhalten, auf diese Verhältnisse hin. Lassen wir sie selbst hierüber reden in einigen Sentenzen, die sie dem Papier anvertraute, welches sich ebenfalls in dem geringen Nachlasse befand.

„Wir sollen euch die Leidenschaften in ihrer ganzen Wahrheit auf der Bühne darstellen, was scheltet ihr uns, wenn wir sie selbst empfinden?!“ —

„Wer ein krankes Herz durch Strenge und Härte heilen will, — hat entweder selbst kein Herz, oder versteht sich schlecht auf tief fühlende Herzen.“

„Wenn wir das, was wir achten, verehren und anbeten, auf irgend eine Art, durch Schicksal, Verhältnisse, durch Vernunftgründe verlieren, oder ihm entsagen müssen; — so ist dies wohl ein ewiger brennender Schmerz, und das Herz wird mit Thränen getränkt und überfluthet, bis es bricht, — aber zertreten, zerrissen wird es und alle Furien der Hölle nehmen darin Platz, wenn das Ungeheuer: Ueberzeugung uns vor Augen tritt, und uns zeigt, daß Liebe, Verehrung, Achtung, Anbetung verschwendet waren an einen Gegenstand, der dessen nicht würdig war. Möge der Allmächtige eher das Herz

brechen, die Augen auf ewig sich schließen lassen, — als daß diese Ueberzeugung uns wird."

In keiner Persönlichkeit machte sich der Dualismus, in der Natur des Menschen, mehr geltend, als in Sophie Schröder. In ihr verkörperten sich die Worte Göthe's, die er seinem Faust in den Mund legt:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen,
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andre hebt gewaltsam sich vom Duft
Zu den Gefilden hoher Ahnen."

Nicht genug kann aber auf die Eigenthümlichkeit in dem Wesen Sophie Schröder's hingewiesen werden, daß keine Einwirkung von Außen, sei diese nun hervorgegangen aus den erschütterndsten geistigen Niederlagen, oder aus körperlichem Mißbefinden, den geringsten Einfluß auf ihre Darstellungen übte. So wie sie das Podium unter ihren Füßen fühlte, und eine kurze Scheu, die sie nie verließ, überwunden hatte, gehörte sie ganz ihrem Genius. Fast glauben wir mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß Sophie Schröder, nachdem sie mit der Gestaltung ihrer Rolle in sich abgeschlossen, der-

selben sich immer und an allen Orten, unter allen Stimmungen des Geistes und Körpers, in gleicher Vollendung entledigt habe. Sie spielte nie eine Rolle, sondern ging gänzlich in ihr auf. — Die merkwürdige Eigenschaft, sich im Augenblick der Inspiration hingeben zu können, blieb ihr auch bis zum höchsten Alter treu. Abends, im trauten Freundeskreise führte sie immer ein rothes Buch mit sich, wohl wissend, daß sie der Aufforderung zum Vortrage eines Gedichtes nicht entgehen könne, und nie ließ sie sich lange bitten, sondern fügte sich bereitwillig den Wünschen; da rief es denn im lauten Durcheinander: „o, liebe Frau Schröder, „die Frühlingsfeier“! — nein, „den alten Hans“! nicht doch, „Lenore“! — „Nun Kinder sagt, was soll es denn sein?“ Man einigte sich nun über „Lenore.“ Das rothe Buch kam dann zum Vorschein, das mehr einem Zauberstabe glich, mit dem sie die Geister beschwor, als einer Hülfe für das Gedächtniß, denn nur flüchtig blickte sie über dasselbe hin, hob die schönen Augen wie fragend aufwärts und setzte dann mit fester Stimme ein: Lenore — von Bürger!

Und nun ging die Ballade unseres größten Volksdichters mit all' den grauenhaften Eindrücken an den Anwesenden vorüber. Unvergessen sind noch solche Eindrücke, und von Tausenden können sie

bestätigt werden, denen es vergönnt war, in dem langen Leben, welches der Künstlerin nach dem Rücktritt von der Bühne noch beschieden war, derselben im Freundeskreise zu nahen und bewundernd ihren Vorträgen zu lauschen.

Bedenke ich es recht, so hatte Sophie Schröder nur einen Geliebten, der treu ihr blieb in Jugend wie im Alter, und dieser Geliebte war die Kunst.

Es darf nicht befremden, wenn unsere Künstlerin, welche uns eine Sappho so herrlich darstellte, sich auch zu poetischem Schaffen hingezogen fühlte. Ja, man hätte erwarten sollen, daß eine Frau, welche ihr Leben damit ausfüllte, den schönsten Gedichten den schönsten Ausdruck zu verleihen, den Rhythmus der Rede fast unbewußt auffinden und Verse hätte improvisiren können. Dem war nicht so. Bei allen derartigen Versuchen zeigt sie ein Ungeschick, welches vorzugsweise aus dem ängstlichen Suchen nach dem Reime hervorging. Hätte sie sich entschließen können, reimlos zu dichten, so würde ihr Manches besser gelungen sein. Immerhin verdient das Wenige nach ihrem Tode aufgefundene, als zur Charakteristik gehörend, ein Plätzchen an dieser Stelle.

An den milden Winter im Jahre 52 bis 53.

Schützt auch dich vor Thorheit dein Alter nicht,
Schmückst dich mit Rosen und Zephirlüften? —
Statt uns zu zeigen dein Wintergesicht,
Hüllst dich in Schleier von Aetherdüften?

Glaubst, weil's in dir noch jugendlich glüht,
Könntest die Wonne der Liebe ersehnen?
O, Winter, nein! Deine Blumen sind bald verblüht,
Deine Rosen — sie werden bald eisige Thränen.

Man zählt dir nach, und weiß du bist schon alt,
Denkt an den Frühling und kehrt spöttisch Dir den Rücken,
D'rum sei — wie's dir ziemet, todt und kalt,
Hör' auf mit Jugendrosen dich zu schmücken.

Hülle dich fest in dein Wintergewand,
Verkruste mit Eis den laut brandenden See,
Brause im Sturm über das weiße Land,
Vergrabe die Spätlingsblumen im Schnee.

Auf den frühen Tod des Freiherrn von *

Seinem Bruder dem Herrn General Freiherrn Oscar gewidmet.

O, traure nicht, daß von der Welt geschieden
Der, den die Seele hat so heiß geliebt, —
O, traure nicht! er ging zum ew'gen Frieden,
Wo ihn kein Schmerz, kein Kummer mehr betrübt.

Würd' er die Thränen, Deine Schmerzen sehen,
Es müßte trüben ihn in seiner Seligkeit;

Drum laß' ihn ruhig Sternenwege gehen,
Umgeben von des Himmels Herrlichkeit.

Sollt' er bei hohem Sinn und ed'lem Herzen, —
Was kaum erkannt von dieser argen Welt, —
Das Weh' ertragen und die bittern Schmerzen,
Die jede Lebensfreude nur zu oft vergällt?

Sollt' er den Schmerz getäuschter Lieb' ertragen,
Vielleicht Verrath der Freundschaft nicht entflieh'n;
In Einsamkeit sein Leid den Winden klagen,
Um nicht des Bruders Herz in seinen Gram zu zieh'n?

Nein! laß' ihm ungestört den Himmelsfrieden,
Wo Schmerzen all' in Seligkeit vergeh'n.
Wo jedem Edlen ist der schönste Lohn beschieden,
Und glaube fest — Du wirst ihn wiederseh'n.

Habsburg und Wittelsbach.

Zwei Namen, die mir tief in's Herz geschrieben,
Denn beide lenkten gnädig mein Geschick,
Hoch werd' ich sie verehren, treu sie lieben,
Ihr ew'ges Heil erflehn, wie hier ihr irdisch' Glück.

Wer nicht Treu und Freundschaft kennt,
In der Welt nichts sein noch nennt.
Wen nicht freut des Waldes Grün,
Nicht der Blumen duftig Blüh'n,
Wer nicht liebt auf dieser Erd'
Der war nicht zu leben werth. —

Wenn Liebe entflieht und vergeht,
Bleibt Freundschaft stetig und treu,
Das Leben verschönt sie auf's neu,
Und fest, bis zum Grab, sie besteht.

An Gott will keiner mehr glauben,
Doch lasse ich ihn mir nicht rauben,
Ich fühle ihn thronen in meiner Brust,
Fühl' nahe ihn mir in Schmerz, in Lust.

Bewahre Dir ein reines starkes Herz,
Einen treuen, festen, frommen Sinn,
Das Erste hilft Dir tragen den Schmerz,
Das And're bringt dem Leben Gewinn.

Wenn sich der Körper beugt zur Erde,
Strebet der Geist zu dem ewigen Licht,
Und hofft, daß dort erfüllet ihm werde,
Was Liebe, Glaube und Hoffnung verspricht.

Außer diesen und noch einigen anderen lyrischen Ergüssen enthielt der Nachlaß nur die Entwürfe zu Stammbuchblättern für Freunde, nebst einigen Excerpten aus Herder, la Bruyère, Gedanken Rahel Varnhagen's, mit der sie in Prag ein Freundschaftsbündniß geschlossen hatte. Alles ist auf Läppchen Papier geschrieben, und trägt des bösen Reimes halber viele Correcturen. Wir halten uns nicht berechtigt zu deren Mitthei-

lung und benutzen hier nur die Inschrift in das Tagebuch ihres Enkels F. L. Schmidt, der anno 1852 ein Jahr bei ihr in Augsburg zubrachte, und sich ihres unschätzbaren Unterrichtes erfreute. Dieser wurde vervollständigt im Jahre 1859, welches sie ganz in Hamburg zubrachte. Die Inschrift lautet:

„Ein treuer Sinn,
Ein frisches Herz;
Gesund der Leib,
Kräftig der Geist;
Die Seele gläubig;
Muth in Gefahr,
Die Zunge wahr;
Das Ohr dem Rechte offen,
Das Aug' dem besser'n Hoffen.

Möge jedes dieser Blätter mit so treu liebendem Sinne beschrieben werden, als ich und Dein guter Onkel Alexander gethan und Du nie nöthig haben eines davon mit schmerzlichem Gefühl aus diesem Büchlein zu reißen.

Dieses wünscht von ganzer Seele, Deine Dich zärtlich liebende Großmutter

Sophie Schröder."

Zur Vollständigkeit des Berichtes über den literarischen Nachlaß müssen wir noch hinzufügen, daß

sich auf einem vollständigen Bogen eine Abschrift von unseres Luther's Schlachtlied: „Eine feste Burg ist unser Gott" von ihrer Hand vorfand. Immerhin bleibt das Wenige, was zurückblieb, dadurch merkwürdig, daß es einen bestimmten Einblick in den religiösen Standpunkt unserer Künstlerin gestattete. Wie in manchem Anderen, war sie zurückhaltend in Mittheilungen, die ihr Inneres betrafen. Religiöse Gespräche liebte sie nicht, und hütete sich vor persönlicher Theilnahme an denselben. Sie wollte Niemand ihr Glaubensbekenntniß aufdringen, schien aber zu wünschen, daß Andere gegen sie eine gleiche Rücksicht beobachten möchten. Ihre letzten Worte, die sie im Leben sprach, waren: „heute wird es der liebe Gott aus mit mir machen." Sie lebte und starb eine Christin in Luther's Sinn.

Wenn sich Sophie Schröder scheu vor jeder Erörterung religiöser Fragen in sich zurückzog, so fand das Gegentheil statt, sobald die Politik in Anregung gebracht wurde. Hier bekannte sie Farbe, indem sie sich als entschiedene Royalistin und Aristokratin zu erkennen gab und einem Roland gleich das Schwert zog, um Jeden zu bekämpfen, der sich ihr entgegenstellte. Vielleicht huldigte sie ihrem Schiller in seinem Ausspruche:

„Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfart nicht gedeih'n."

Und mehr noch in dem:

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten.“

Möglich, sogar wahrscheinlich ist es, daß der Grund dieser so entschiedenen politischen Richtung mit in ihrem, für Alles ihr erwiesene Gute tief empfänglichen Gemüthe lag, dem die Dankbarkeit gegen die sie beschirmenden Herrscher als Gegenstand eines nie zu umgehenden Cultus galt.

Diese in ihrem ganzen Sein und Empfinden tief gewurzelte Richtung führte sogar hie und da zu ernsten Zerwürfnissen mit ihrer Tochter Wilhelmine, die ihrerseits ihren ganz entgegengesetzten Standpunkt mit derselben Energie der Mutter gegenüber behauptete. Doch selbst während solcher Epochen gab es einen Punkt, wo beide sich immer wieder zusammenfanden, in der gegenseitigen Anerkennung des künstlerischen Geniusses. Sowohl Mutter als Tochter sprachen gegenseitig stets mit Begeisterung von den hohen Kunstgebilden die jede von ihnen schuf.

Die hohe Stufe, die Wilhelmine Schröder-Devrient erreichte, mag wohl in dem andächtig in sich aufgenommenen großartigen Vorbilde ihren ersten Ursprung gehabt haben. Wenn Wilhelmine, selbst zur Zeit als ihr Ruf bereits ein europäischer war, unaufgefordert und mit Stolz

erzählte, daß die Mutter ihre künstlerische Erziehung geleitet, und daß die Partieen: Pamina in „Die Zauberflöte," Maria in „Der Blaubart," Emmeline in „Die Schweizerfamilie," Agathe in „Der Freischütz" und selbst Leonore in „Fidelio" von ihr in Auffassung und Darstellung dem Unterricht der Mutter nachgebildet waren; ebenso gab sich Sophie Schröder, mit wahrhaft künstlerischer Freude, dem Eindruck der von Wilhelmine selbstständig geschaffenen Kunstgebilde hin.

III. Abschnitt.

Sophie Schröder in ihrer Zurückgezogenheit von der Bühne.

Sophie trat aus einer idealen Welt in das bürgerliche Leben zurück. Sie, die wohl die höchsten Triumphe gefeiert, welche auf dem Gebiete der Kunst gefeiert werden können, sie, die mit Leidenschaften gekämpft und gerungen, — sie hatte siegreich zu überwinden vermocht. Eine einfache deutsche Hausfrau, wie sie Carl August Böttiger nannte, trat sie ein in das bürgerliche Leben, um hier keine unerträgliche Prosa zu finden; in ihren Umgebungen erblickte sie keine engherzigen Philister, sondern wußte gute und treue Menschen aufzufinden, zu achten und zu lieben, und sich von ihnen achten und lieben zu lassen. Von den anstrengenden, ihre ganze Zeit in Anspruch nehmenden Berufsarbeiten befreit, fand sie Halt, Befriedigung und Freuden in dem Knüpfen der engsten

Bande mit ihren Kindern. Das Verhältniß zum Sohne war für das Leben ein unauflösliches geworden, mit ihren fern lebenden Töchtern Elisabeth Schmidt und Auguste Schloenbach stand sie in fortdauerndem Briefwechsel, so daß jede geistige Trennung aufgehoben war. Selten verging auch ein Jahr, wo sie nicht selbst die Töchter aufsuchte, oder diese die Mutter. Die Kinder, welche zur Zeit der Berufsthätigkeit der Mutter ferner gestanden, und nur schüchtern in scheuer Ehrfurcht zu ihr aufgeblickt hatten, wandten derselben jetzt Liebe und Verehrung in einem Maße zu, welches wohl nicht übertroffen werden konnte. Ihr ältester Sohn, der katholische Geistliche Wilhelm Smets, hatte sich mit ähnlicher Zärtlichkeit und Verehrung angeschlossen, die er bis zu seinem Tode bewahrte.

Einen Brief desselben an die Mutter lassen wir weiter unten folgen.

Gerade zu der Zeit, als die Kinder sich enger um die Mutter schaarten, hatte der Verkehr mit Wilhelminen sich gelockert, ein Grund davon lag in der großen Entfernung, da Wilhelmine, an einen liefländischen Edelmann, Herrn von Bock, vermählt, längere Zeit in Liefland lebte. Hätte nicht gerade zu der Zeit, wo durch einen festen Aufenthalt der Mutter in München es eben möglich wurde, einen geregelten Verkehr mit ihr zu

unterhalten, hätte nicht damals ein zu früher Tod Wilhelminen abgerufen, so würde auch sie, wie die andern Geschwister, der greisen Mutter sich genähert haben, und in den Kreis verwandtschaftlicher Anhänglichkeit eingetreten sein, um so eher, da sie, um dem ihr nachtheiligen Klima in Liefland sich zu entziehen, auf längere Zeit wieder in Deutschland zu verweilen beabsichtigte. Daß Wilhelmine, gleich den anderen Kindern, von der Mutter mit offenen Armen aufgenommen worden wäre, dürfte sich aus folgendem kleinen Charakterzuge erkennen lassen.

Mutter Sophie besaß zwei Nadelkissen, das eine von den Händen Wilhelminens, das andere von Elisabeth angefertigt. Nun legte sie abwechselnd jeden Abend beim Zubettgehen eines dieser Kissen auf ihren Nachttisch, und steckte eine Brosche darauf, welche sie stets trug, und die das Bildniß ihres Sohnes Alexander umschloß. Als nun die in den letzten Lebensjahren fast ganz erblindete Greisin die Anordnung des Tisches der Gesellschafterin überlassen mußte, verfehlte sie niemals mit den Händen sorgfältig das Kissen zu prüfen, und hatte ein Versehen stattgefunden, unwillig zu bemerken: „Das ist ja das falsche Kissen, heute ist nicht Betty, sondern Minna an der Reihe,“ und so umgekehrt. Wahrlich! aus so kleinen Zügen,

lassen sich mehr Schlußfolgerungen ziehen, als aus ganzen Abhandlungen.

In der Verwaltung des Hauses herrschte die strengste, von Sophie Schröder selbst geführte Ordnung, und nie hat sie ihre Verhältnisse überschritten. Ihren Untergebenen stand sie als Autokrat gegenüber, und konnte über die stete Verschlechterung der Dienstboten eben so lange Sermone halten, wie fast alle unsere Frauen, hohe und geringe. Doch war ihr Despotismus immerhin ein mehr erleuchteter, als er gegenwärtig an der Tagesordnung ist. Der Hausstand war übrigens keineswegs ein kleiner, da sie immer viel Thiere hielt, für welche sie, wie alle guten Menschen, große Zuneigung hatte. Da diesen eben alle höhere Bildung abging, und sich durch Wohlleben und Verziehung ein unberechtigter Unabhängigkeitssinn in ihnen entwickelte; so kam es wohl vor, daß die Regierende von den Regierten in Abhängigkeit gerieth. Zum Glück bemerkte sie dies nicht, und erfüllte auf's Gewissenhafteste alle Dienste und Pflichten, welche Pflege und Versorgung ihrer kleinen Tyrannen ihr auferlegten.

Als sie im Jahre 1859 nach Hamburg kam, um dort ein Jahr zu verleben, bestand ihr Hausstand nach dieser Richtung aus einem Papagei und einer aus drei Mitgliedern bestehenden Hunde-

familie, deren directe Abkunft vom King Charles jedoch nicht hinreichend erwiesen schien.

Fellow und Woman erfreuten sich in Maid einer liebenden Tochter; sie waren alle schon sehr alt, und das Elternpaar zählte mehr als sechzehn Jahre. Als man ihr die Bemerkung machte, daß so hülflose alte Thiere der Besitzerin nur zur Last gereichen könnten, war diese anderer Meinung: „Sie kennen Fellow nicht, das ist ein Mordkerl, der sich gegen den größten Hund stellt." — In Wahrheit war Fellow ein alter verdrießlicher Herr, fast staarblind und zahnlos, der aber auf steifen Beinen mit heiserem Kläffen, welchem dann regelmäßig ein asthmatischer Anfall folgte, Front gegen alle Eintretenden machte. Die Augen, welche durch das Medium der Gewohnheit und Liebe schauen, blicken eben anders als die der Wahrheit: es mag das gut sein, denn um wie viele Bethätigungen des Mitleids würde die Welt sonst ärmer werden! — Im Jahre 1865 besuchte ich Sophie Schröder in München und sah die fast erblindete und schwerhörende Freundin zum letzten Male. Ihre große Familie war nun kleiner geworden. Fellow und Woman waren gestorben, ebenso der Papagei, nur Maid war zurückgeblieben. Diese, ein Bild der größten Hilfsbedürftigkeit, hatte den Ehrenplatz auf dem Sopha neben ihrer

Herrin, und wenn diese am Fenster saß, so wurde ein eigenes Kissen auf die Fensterbank für die sanfte Maid gebreitet. Klug, wie die Hunde alle sind, machte auch dieser sich aus dem Leben fort, ehe seine gütige Herrin dasselbe verließ. Und — wenn an dieser der feste Unsterblichkeitsglaube in Erfüllung ging — so ist sie sicher von ihrer treuen Meute mit freudigstem Gebell empfangen worden.

IV. Abschnitt.

Wie verhielt sich Sophie Schröder in ihrer Zurückgezogenheit zur dramatischen Kunst der Gegenwart?

Es sei uns erlaubt als Ausgangspunkt einen Artikel aus einer Münchner Zeitung mit der Ueberschrift: „Ein Besuch bei Sophie Schröder" zu benutzen. Wir bringen ihn nur im Auszuge und überlassen die volle Verantwortung dem wohlwollenden Verfasser. Indem derselbe in Augsburg nach Unterhaltung sucht, gedenkt er der Sophie Schröder und fährt nun fort:

„Ja sie lebte noch in Augsburg, bei deren Namen ich schon verblichene Augensterne in hellem, begeistertem Glanze aufleuchten, und in Zügen, die fast schon dem Grabe verfallen, das Blut der Jugend zurückströmen sah, — die größte Tragödin, die die deutsche Zunge bisher nennen kann, Sophie Schröder, — sie hatte hier ein stilles Plätzchen

für ihre Ruhe und ihre großen Erinnerungen gesucht.

„In einer Gesellschaft in München war ich ihr vorgestellt worden. Sie hatte die Antigone gelesen mit jener erschütternden Großheit, tragischen Gewalt, Ruhe und Majestät, die lange nach dem Ende in tiefem Schweigen, besonders unter uns jungem Volke nachzitterte, und uns dem Siegestriumphe eines alten Mannes überlieferte, der sie durch eine lange Reihe von Jahren auf der Bühne bewundert, und über dessen neu ausbrechende Begeisterung wir kurz vorher unser Mißtrauen geäußert, ja unser'n Spott hatten laut werden lassen.

„Ich eilte auf Sophie Schröder zu und küßte ihr die Hand. Nachdem ich sie gehört, war mir die Ahnung dessen, was nie wiederkehren wird, aufgegangen. In Augsburg trat ich in ihren Salon, an den sich ein kleines Erkergemach anschloß, wie dies in den alten deutschen Städten so häufig der Fall ist. Die Aussicht ging in's Freie. Die Einrichtung einfach, sehr einfach. Einige Blumen, ein Flügel, einige Bilder, das war der einzige Schmuck, wenn nicht eine fast ängstliche Reinlichkeit der größte zu nennen war. Das Ganze hell, warm und groß.

„Wie innig stimmte diese Umgebung zu der Richtung in der Kunst, welche die Künstlerin in

ihrer Laufbahn verfolgt und zur Epoche ausgebildet und erhoben hatte — diese Frau im schwarzen Seidengewande, welche mit freundlichem Gruße jetzt zu mir herantrat. Auf die Bemerkung, daß ihr Auffinden einige Mühe gekostet, antwortete sie wehmüthig lächelnd: „Eine deutsche Schauspielerin! Lieber Gott! Wer kennt mich in Deutschland mehr!“

„Sie hob in dieser Beziehung die Dankbarkeit des französischen Volkes hervor, so sehr sie sich in politischer Hinsicht als dessen Gegnerin erklärte. Sie sprach viel und mit starker Betonung von ihrem Royalismus. Abgesehen davon, ob man ihre Meinung theilt, oder nicht theilt, so wird Jedermann das sehr begreiflich finden. Alle Kunst ist aristokratisch, die ihrige besonders. Durch ihr ganzes Leben hatte sie sich der zartesten Aufmerksamkeit von Seiten der höchsten Personen zu erfreuen, und König Ludwig ist ihr bis heute ein aufrichtiger Gönner und Verehrer geblieben. Sie durfte es nicht wagen in München zu sein, ohne bei dem königlichen Paare einzusprechen. Es war ein lebhafter Wunsch des Königs, daß sie ihren bleibenden Wohnsitz in der Hauptstadt nehme. Die Liebe zu einem heißgeliebten Sohne, der als Offizier zu Augsburg in Garnison lag, verbot ihr diesem Wunsche nachzukommen.

„Sie lebt in Augsburg in den angenehmsten socialen Verhältnissen und als ein Beweis der Achtung und Verehrung, mit der man ihr entgegen kommt, mag es gelten, daß es im Theater nur eines leisen, mißfälligen Zeichens von ihr bedarf, um den Lärm und die Unruhe augenblicklich zu stillen.

„„Und in München — ich weiß nicht — in den neuen Straßen umherwandelnd, komme ich mir selbst wie eine Todte vor, die in das Leben zurückgeschoben wird. Alle Menschen erscheinen mir so kalt, so fremd, mich so finster ansehend, als wollten sie mir zurufen: Wir leben — wir haben das Recht! — Was willst Du denn?““

„Eine unendliche Wehmuth, ja eine gewisse Herbheit lag in diesen Worten. Ich konnte ihr in das Herz sehen, und verstand sie vollkommen. Es war ein Schmerzensschrei des Menschenherzens über die Hinfälligkeit des Großen und Schönen — keineswegs eine subjective Eitelkeit. Aber zugegeben auch: hätte Sophie Schröder angesichts unserer dramatischen Künstlerwelt nicht das Recht dazu? Doch nein! Was Sophie Schröder als Künstlerin ihren Zeitgenossen war, ein Vorbild, ein Ziel des Strebens und Ringens, das kann sie ihren Collegen von heute in dem sein, was man innere Demuth und Bescheidenheit zu nen-

nennen — leider nur zu nennen, sehr selten zu finden pflegt, und je mehr im Worte, desto weniger in der That. Sophie Schröder spricht nie von ihren Triumphen, von ihrer Bedeutung für die dramatische Kunst. Nur manchmal läßt sie von einem Platze etwas verlauten, an den sie nicht eignes Verdienst, sondern nur die Güte des Publicums gestellt hatte. — „„Und gegen dieses Publicum war ich noch dazu oft undankbar. Ich schämte mich oft seiner Gunstbezeigungen, denn wenn ich mein Wollen mit dem Geleisteten verglich, dann mußte ich mir oft selbst sagen: Ach Gott! Die versteh'n es nicht!““

„Von jeder Anderen als ihr hätte diese Aeußerung einen Verdacht einflößen können. Aber mit welcher Unbefangenheit, mit welcher harmlosen Aufrichtigkeit in Ton und Miene sie das sagte! Eine Schauspielerin?! Gewiß! Aber darum eine so große Künstlerin, weil sie nur das darstellte, und darstellen konnte, was sie fühlte, und weil sie sich groß und stark fühlte, weil eine übermächtige Natur in ihre körperliche Hülle eingesenkt ward. Dem modernen Künstlerthum ist die hohe Veteranin entfremdet, und, wir dürfen es wohl sagen, im Tiefsten abhold. Den Altar, den sie als Priesterin so lange und so heilig bewahrt, sieht sie täglich mehr verwildern und entweihn, das Geheimniß ihrer Gottheit profanen Lippen preisgegeben.

„„Die Kunst geht unter — das Handwerk siegt. Je mehr es glitzert und prasselt und rauscht, desto größer der Jubel! Große Namen — kleine Künstler. Und die sogenannten Künstlerinnen? Toilette machen — das ist Alles. Aber Begeisterung — Leidenschaft — ohne die keine dramatische Kunst sein kann, lieber Gott! — Ja, eine Leidenschaft, mit der man das Haupt an den Wänden blutig schlägt — — — eine Leidenschaft, wenn auch Wasser und Brod und ein leinen Kleid dazu — aber Himmel, eine Leidenschaft!““

„Bei diesen Worten sah ich die große Sophie Schröder und bekam eine Ahnung von Phädra und Medea. — Die mittelgroße, aber noch immer volle, rüstige Gestalt wuchs und dehnte sich — die Augen klärten sich, bekamen Leben und Gluth, und wie mit einem Zauberhauche waren die zweiundsiebzig Jahre von diesem Antlitz hinweggeweht. Sie war wieder jung durch eine Leidenschaft!

„Wie hätte ich mich noch wundern können, daß sie um Weniges vor drei Jahren noch die Mutter in der „Braut von Messina“ gespielt hatte!

„Sie ist eigentlich nie alt geworden. Für alle dramatischen und geistigen Erscheinungen besitzt sie noch die frische Empfänglichkeit der Jugend. Zu einer bedeutenden Erscheinung auf der Münchner Hofbühne verfehlt sie nie nach München zu kommen.

„„Die dramatische Kunst wird untergeh'n", wiederholte sie nach einer kurzen Pause. „„Gewiß, wenn sie noch lange haltungslos hin und her schwankt und nicht eine Art geistigen Regiments als Schutz- und Sicherheitsbehörde über sie eingesetzt wird.""

„Sie hoffen also das Heil von einer Suprematie, wie Göthe seiner Zeit in Weimar geübt hat?"

„„Ja", antwortete sie fest und bestimmt. „Wenn wir auch in Deutschland keinen Centralpunkt haben, so wäre es schon etwas, wenn eine große Bühne das Scepter in die Hand nähme"".

Die Unterredung fand hier durch Unterbrechung ihr Ende.

Die innere Wahrheit in dieser Schilderung müssen wir anerkennen. Allerdings konnte eine Schröder sich ebensowenig mit der Entwickelung der dramatischen Verhältnisse der Gegenwart einverstanden erklären, wie die Genossen ihrer, und betonen wir es laut, in dieser Hinsicht besseren Zeit. Doch haben wir sie nie leidenschaftlich darüber reden hören, wie der freundliche Berichterstatter vermuthen läßt. Sie war, wie schon bemerkt wurde, zurückhaltend, selbst gegen die ihr Nächststehenden; sie war, ohne es zu wissen, Philosophin geworden, hatte vollständig resigniren gelernt und stand auf der Höhe der Unparteilichkeit, von wo aus sie mit Ruhe das Nachkommende überschauen konnte. Hier sprach sie wohlerwägend ihr

stets milde gehaltenes Urtheil aus, an dem nie die Bitterkeit persönlich verletzter Gefühle sich kenntlich machte. Was sie aber oft im Kreise der Ihrigen betonte, war die Aeußerung: „Nun, sie hätten mich wohl noch gebrauchen können". — Und warum fragen wir, hätte dem nicht so sein können? Nach Sophie Schröder's Scheiden von der Bühne waren ihr noch achtundzwanzig Lebensjahre beschieden, von denen sie zwanzig in rüstiger Körperkraft und in einer Geistesthätigkeit und Energie der Seele verlebte, die erst mit dem letzten Hauche ihres Lebens entweichen sollte. Hätte man nun einer solchen Frau die Leitung einer Bühne übertragen, so würde man vergebens Nachtheile aufsuchen, welche daraus hätten hervorgehen können. Die Weltgeschichte belehrt uns, daß unter dem Regimente begabter Frauen sich große Reiche zu nie geahnter Größe erhoben haben, und die Geschichte des Theaters, der Welt im Kleinen, ist reich an energischen kunstbegabten Frauen, welche diese Welt zu beherrschen verstanden. So war, um nur eines Beispiels zu gedenken, die Neuberin nach Lessing's Zeugniß nicht allein eine große Bühnenlenkerin, sondern auch die Schöpferin des neuen deutschen Theaters.

Hätte eines der Hoftheater zu Wien, Berlin, oder München die Schröder mit entschiedener

Machtvollkommenheit in die Leitung der Bühne gesetzt, so würde dieses, aller Wahrscheinlichkeit nach, große und andauernde Folgen für die dramatische Kunst gehabt haben. Der vorhandene gute Stamm der Schauspieler würde nicht in Unthätigkeit versunken sein, sondern sich fort und fort erneuert haben. Vorhandene und nicht erkannte Talente müssen spurlos untergehen, ohne Zucht zur Geltung gekommen, verderben aber durch Verwilderung das Kunstgefühl.

Mit untrüglichem Blicke würde die Schröder neue Talente erkannt, in richtiger Weise verwendet und zu höherer Ausbildung geführt haben. Die Sprachverwirrung und der Mangel einer eigentlichen Redekunst hätte auf der Bühne nicht einreißen können.

Die Schröder würde in Ausübung der Worte Lessing's

„Kunst und Natur
Sei auf der Bühne Eines nur.
Hat Kunst sich in Natur verwandelt
So hat Natur mit Kunst gehandelt" —

die Kunst der Rede als Vorbedingniß für jedes Streben der Schauspieler aufrecht gehalten haben. Das Gemeine wäre von ihrer Bühne fern geblieben und eine Schule würde aus ihr hervorgegangen sein, die sich auf gegebener Grundlage fort und

fort vererbt und wiederum Theaterleiter erzogen hätte, welche den jetzigen Bühnen fast gänzlich verloren gegangen sind, und ohne welche eine Bühne wohl bestehen, aber nun und nimmer ihre edlen Zwecke erfüllen kann.

In die Zurückgezogenheit, in der Sophie Schröder lebte, wußte sich dieselbe trefflich zu finden. Als der Schreiber dieser Zeilen einst die Bemerkung machte, daß ihr die Winterabende doch häufig jetzt lang vorkommen müßten, erhielt er die Antwort: „Nein, in jedem Winter lese ich die Werke Shakespeare's vom Anfange bis zum Ende durch und jedesmal mit erhöhtem Verständniß und größerer Bewunderung. Wissen Sie, welche Rolle ich gerne spielen möchte? — Richard den Dritten. Um dieser Rolle willen habe ich oft bedauert, nicht ein Mann zu sein".

Sophie Schröder erfreute sich der besten Gesundheitsverhältnisse, sie war ein Race-Weib, auf welches das „mens sana in corpore sano" vollständig paßte. Als Beweis mag dienen, daß diese Frau in zwei früh geschlossenen Ehen mit Leichtigkeit fünf Kinder gebar und diese sämmtlich, unter anstrengenden Berufsarbeiten, selbst säugte. In einer nur beschränkten Periode ihres Lebens litt sie an schmerzhaften Affectionen des Haut- und des Muskelsystems, welche von den Aerzten als gichtisch

bezeichnet wurden. Dennoch möchten wir Sophie Schröder von jeder constitutionellen Krankheit freisprechen und jene bezeichneten Uebel als rheumatische ansehen, da sie ganz verschwanden und in späteren Jahren sich nicht bemerkbar machten. Gelegenheitsursachen zu schweren Erkältungen gaben die vielen und anstrengenden Reisen, denen sie sich aussetzen mußte. Diese wurden nicht so bequem wie heutzutage gemacht, sondern in einem mit Koffern und Garderobegegenständen angefüllten Wagen, der sich auf schlechten Chausseen in gutem wie schlechtem Wetter bei Tag und Nacht fortbewegte. Angekommen, folgten die nicht minder anstrengenden, in möglichst kurzer Zeit zu erledigenden Rollen, um dann ohne Rast der nächsten Bestimmung entgegen zu eilen. Hier konnten auch wohl die stärksten Naturen zeitweilig erliegen. Jedenfalls waren das Krankheitsanfälle, in einem so langen Leben, verschwindend geringe, und bedingten keineswegs eine große oder gar fortgesetzte Thätigkeit des Arztes; und doch fand eine solche wirklich statt. Sophie Schröder hatte viel Vertrauen zu der Wissenschaft des Arztes und fühlte sich nirgends sicher und ruhig, wenn sie nicht unter bestimmter Aufsicht eines Arztes war. Nach getroffener Wahl konnte diesem nichts das geschenkte Vertrauen rauben. Während ihres dreizehnjährigen Aufenthaltes zu

Hamburg besaß dieses der geistreiche Doctor Veit; während der Wiener Periode Doctor Brands; in München Doctor Koch; in Augsburg Doctor Girl. Alle ihre Aerzte wußte sie zugleich in Freunde zu verwandeln, wodurch für diese ein eben so seltenes als angenehmes Verhältniß in die Berufsthätigkeit kam.

Veit, Brands und Girl sind ihr im Tode vorangegangen; Doctor Koch sollte an ihrem Sterbelager stehn. — Von Doctor Girl sagte sie einst: „Sehen Sie, der Girl ist auch so ein Demokrat, ein Volksbeglücker mit einem langen Bart, — aber ein guter aufmerksamer Arzt und ein treuer Freund und hat eine liebe Familie, mit der ich viel verkehre — aber mit seinen politischen Dummheiten, da darf er mir nicht kommen, da lache ich ihn aus!"

Unter den Liebenswürdigkeiten ihres Charakters muß noch des guten Verhältnisses gedacht werden, in welchem sie während ihres künstlerischen Wirkens zu den Collegen stand. Sie war wirklich beliebt bei denselben und auch in der Zurückgezogenheit ist sie mit Manchen von ihnen in Freundschaftsbeziehungen geblieben. Mit den Anschütz und Dahn's, Adolf Herzfeld, Amalie Haizinger, Louise Neumann, La Roche und Familie u. s. w. stand sie im Briefwechsel. Der Wohl-

thätigkeit hielt sie sich nach Kräften offen. Das Andenken an eine alte, würdevolle Frau, die Sophie Schröder hieß, wird vielleicht noch einige Zeit in dem Gedächtnisse Vieler fortleben, die nur diese und nicht die unerreichte Künstlerin gekannt haben, doch gibt es noch Einige, die ihr Andenken in beiden Eigenschaften zu würdigen und zu lieben wissen. Vor allen gehörte zu diesen König Ludwig von Baiern. Wenn wir uns gegen das Ende unseres Berichtes erlauben, einige Mittheilungen über den Antheil zu machen, den der König der Künstlerin bis zum Tode schenkte, so glauben wir dadurch keine Indiscretion zu begehen; ist es doch selten, daß die menschlich liebenswürdigen Seiten in dem Charakter der Fürsten zu Tage kommen.

Niemand wird dem Könige Ludwig die künstlerische Natur absprechen. Dafür reden die Steine in München. Aber nicht nur die Architectur, Sculptur, Malerkunst würdigte er, sondern auch die Dichtkunst und hinauf bis in ihren höchsten Ausdruck, die Tragödie. Einem so gearteten König mußte die Erscheinung der Schröder zur unauslöschlichen Erinnerung werden. Er erkannte in ihr nicht allein eine außerordentliche Darstellerin, sondern die nie dagewesene, einzige Künstlerin.

Er nannte sie nie anders als: „Deutschlands größte Tragödin“, ein Ausdruck, den

er mit seltener Consequenz nie vergaß auch dem kleinsten schriftlichen Documente beizufügen, welches sich auf die Künstlerin bezog und von denen viele im Besitze derselben waren. Daß er auch das Seinige zur Sicherung ihrer Lebensstellung that, ist schon erwähnt worden. Weniger bekannt ist aber, daß er die Anerkennung auch bis zum Ende des Lebens der Künstlerin und gemüthlichen Frau bewahrte, und daß es ihm Bedürfniß war, den freundlichsten persönlichen Verkehr mit ihr zu unterhalten. Auch seine Gemahlin Therese fand Wohlgefallen an dem Umgange mit Sophie Schröder und oftmals wurde sie von dem königlichen Paare auf das Schloß berufen. Selbst in den letzten Lebensjahren des Königs konnte derselbe stundenlang in dem einfachen Zimmer der Künstlerin sich mit ihr unterhalten. Und doch kann diese Unterhaltung nicht ganz ohne Schwierigkeit vor sich gegangen sein, da beide nicht unbedeutend an Harthörigkeit litten. Sie lebten dann vielleicht ihren Erinnerungen, welche die Geselligkeit lebhafter hervortreten ließ.

Die Mittheilung einiger Schriftstücke von des Königs eigener Hand werden das gegenseitige Verhältniß besser erkennen lassen, als wir es zu thun vermöchten.

Im Jahre 1836 schrieb König Ludwig von einer Reise, die er in Griechenland machte, einen

Geschäftsbrief nach München und beauftragte den Empfänger der Schröder eine Mittheilung zu machen. Letzterer war so freundlich, die betreffende Stelle aus dem Originale zu schneiden und derselben zu übersenden.

Dieselbe lautet:

„Sagen Sie der Schröder, oder wenn Sie keine Gelegenheit haben dieselbe zu sehen, so lassen Sie ihr sagen, daß sie es erfahre bevor sie München verläßt: ich hätte auf der Seereise hierher am steilen Felsen der Insel Leukothea im Mondenschein vorüberfahrend, von dem Sappho in's Meer sich gestürzt, recht an sie, Deutschland's größte Tragödin, gedacht."

München am 9. November 1841 erging folgende Zuschrift an den Theaterintendanten.

„Da mein Schwager der König von Preußen nur kurze Zeit hier bleibt und komische Stücke vorzugsweise gern sieht, so wünsche ich, daß Deutschland's größte Tragödin, deren Spiel auf's neue bewundern zu können, ich mich freue, eine Woche später als es ohne dieses der Fall sein würde, hier auftrete. Ludwig."

München den 14. April 1852 schrieb der König:

„Ihnen, die mit jugendlichem Feuer, mit jugendlicher Kraft, hinreißend, entzückend, uns noch neulich

Gedichte vorgetragen (es gibt nur eine Sophie Schröder), schicke ich hiermit, in eigenhändiger Abschrift, eine von mir verfaßte Tesseralogie, die Sie vielleicht geeignet zur Aufnahme finden in die von Ihnen zum Vortrag bestimmten Gedichte.

Mit tief eingeprägter Erinnerung, mit freudiger Ihres hiesigen Aufenthaltes

Ihr Sie zu würdigen wissender

Ludwig."

Am 4. April 1852 besuchte der König die Schröder in München und da er sie in trüber Stimmung fand, so nahm er ein auf dem Tische liegendes Blättchen Papier und schrieb darauf:

„Was ist, das ist,
Ein Thor Du bist
Willst Du darum Dich grämen,
Wirst nur Dein Leben lähmen.

Ludwig."

Von Leopoldsau vor Salzburg schrieb der König vom 14. August 1855:

„Daß Sie hierher wollten, mich vor Ihrer drei Jahre währenden Uebersiedelung in die Pfalz noch zu sehen — das gleicht Sophie Schröder; aber unwohl geworden seiend in München und bei dieser gar üblen Witterung haben Sie sehr gut gethan es zu unterlassen. Wenn ich in der Pfalz mich befinde, wird Deutschland's größte Tragödin

recht freundlich von mir empfangen, die mir so anhänglich.

Ihr, Sie zu würdigen wissender
Ihr wohlgewogener
Ludwig".

München den 4. Jänner 1859 an Sophie Schröder, damals in Hamburg lebend.

„Meinen Dank der größten Tragödin Deutschland's für die guten, aus des Herzens Tiefe kommenden Wünsche bei dem Jahreswechsel, und auch ich rufe: Glückselig Neuesjahr. — Neujahrbriefe pflege ich nicht zu beantworten, weil es aber der erste ist, und er von Sophie Schröder, darum erwiedre ich ihn. Dieses sage ich, wenn ein solcher Neujahrsbrief unbeantwortet bliebe, Sie nicht glauben sollten, daß meine Gesinnung verändert wäre. Mein Bedauern drücke ich wiederholt aus, daß Sie, auf welche ich so viel halte und die verklärte Königin so viel hielt, bis an ihren Tod, Baiern verlassen haben.

Die Zeit des Glanzes unserer Bühne ist erloschen, keine Sophie Schröder betritt sie mehr.

Mit dieser Ueberzeugung
Ihr Sie würdigender
Ludwig."

Nizza, den 22. Februar 1866.

„Das ist zu viel, meine werthe Sophie Schröder, mir, an den Augen leidend, eigenhändig zu schreiben.

„Deutschland's größte Tragödin soll sich schonen. Hier haben wir Frühling, ohne daß Winter gewesen. Seit ich in Nizza, blühen Rosen in der von mir bewohnten Villa und jetzt duften Märzveilchen in Menge in ihm, der voll goldner Aepfel aus dunklem Laub prangt. Sonnenschein ist Regel, Regen gar selten. Wir sind hier verwöhnte Kinder. Was unangenehm in Nizza ist, der Wind. Fremde gibt's viele. In München zurück hat vor Deutschland's größte Tragödin zu besuchen

Der zu schätzen wissende

Ludwig.

„Den 13. Mai 96 Jahre alt werdenden Marquis Du Back sah ich auf einem Ball. Werde trachten ihm nachzustreben. Er hat noch seine ganze Geistesfähigkeit."

Zwei Jahre später sollte König Ludwig in Nizza sterben, und nur wenige Tage nach dem Dahinscheiden seiner alten Freundin.

Brief des Sohnes Wilhelm Smets an seine Mutter Sophie Schröder.

Liebe Mutter!

Meinen herzlichsten Dank für Ihren lieben gütigen Brief vom 6. April; Sie haben darin so ganz Ihr treues Mutterherz gegen mich ausgesprochen, und dann aber auch wieder jenes zweifache Verhältniß meiner zu Ihnen nur zu lebhaft mich empfinden machen. Daß Sie meine Mutter und eine große, außerordentliche Frau sind, ersteres zieht mich so nahe an Sie und — dieses bringt eine Schüchternheit hervor, die um des Ersteren willen nur desto origineller ist, doch der schlichte Sinn, den Sie bei Ihrer Größe als Künstlerin sich bewahrt haben, gibt mir wieder Muth und ich fühle mich ganz als Ihr Sohn.

Und nun, liebe Mutter, wie geht's mit der Herüberkunft? wenn's nur immer möglich zu machen ist, ich bitte Sie, thun Sie es; sollten Sie aber durchaus nicht bis nach Köln kommen können, so berichten Sie mir bei Zeiten, wo ich Sie am nächsten treffen kann, ich werde dann beim bischöflichen Amte und dem Consistorium mir einen Urlaub erbitten und wir seh'n uns nach siebenjähriger Trennung wieder! Auf jeden Fall aber, auch wenn Sie nach Köln kämen, wünschte ich Ihnen ein paar

Tagreisen weit entgegen zu kommen, und bitte Sie daher mir recht bald, so thunlich wie möglich, Ihre Marschroute zuzuschicken. Im Fall, daß Sie gar nicht verreisen sollten, wird Sie in den ersten Tagen des künftigen Monats einer meiner liebsten hiesigen Freunde, der Dr. Horst, Prof. der morgenländischen Sprachen und Candidat der Theologie, besuchen, er geht auf Kosten des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten auf ein Jahr nach Wien, um in den dortigen Bibliotheken sich Material für seine künftige Professur der katholischen Bibelerklärung zu sammeln; er ist noch nicht Priester, aber einer der gelehrtesten jungen Theologen des Rheinlandes; auf der Universität Bonn, wo er studirte, hat er die gekrönten Preisschriften für die Theologie und die orientalische Literatur erhalten. Er ist zwar größtentheils Stubengelehrter und etwas verschlossen und wortkarg, nichtsdestoweniger ein tiefes herrliches Gemüth, eine reine treue Seele! — Ich werde ihm eine Adresse an Sie mitgeben und ist Ihnen Ihr Wilhelm so viel werth, daß Sie sich einmal mit einem seiner zuverlässigsten und besten Freunde über ihn aussprechen, dann wird Ihnen mein lieber Horst alle Auskunft geben.

Der Gerichtsassessor Surmann aus Westphalen hat mir ebenfalls vorige Ostern versprochen,

Sie auf seiner Reise nach Italien aufzusuchen und von mir zu grüßen. — Was machen die Fräulein Schwestern, und der Herr Bruder? Sie werden doch hoffentlich, wenn Sie reisen und wir uns wiedersehn, etwas von Ihrer lebendigen Bagage mitbringen?! Meinen herzlichsten Brudergruß den lieben Geschwistern und dem Dr. Horst gebe ich gewiß eine Zuckerruthe mit, weil sie nicht schreiben!

Nun leben Sie wohl, liebe Mutter, ich und die Meinigen, die Sie aufrichtig grüßen, wir befinden uns alle recht wohl.

Ihr ergebenster Sohn

Köln, den 10. Juni 1834.

Wilhelm.

Zweite Abtheilung.

Sophie Schröder im Spiegel ihrer Zeitgenossen.

I. Abschnitt.

Der achtzigste Geburtstag; Nachtrag zur Schillerfeier; Ehrenbezeugungen und Freundesbriefe.

Kein Tribunal, das ein Urtheil über den Werth und die Bedeutung des dramatischen Künstlers ausspricht, kann Anerkennung finden, wenn es nicht aus der Mitte seiner Zeitgenossen hervorgegangen ist. Die Gebilde des Menschendarstellers gleichen den Kindern des Kronos, kaum geboren — werden sie verschlungen. Es liegt hierin viel Schmerzliches für sein Wirken. Und doch leben diese Gebilde in der Erinnerung der Besseren fort und suchen ihren Ausdruck, sei es nun in feiernden Gedichten, oder in einer ernsten Rechenschaftsablage über die empfangenen Eindrücke. Lieder und dramaturgische Berichte können den Nachkommen allein Kunde geben von der Macht, welche der Darsteller in seiner Zeit übte.

Wenn wir in dieser zweiten Abtheilung der unserer Künstlerin geweihten Denkwürdigkeiten nur die Stimmen ihrer Zeitgenossen vernehmen lassen,

so muß dies als nothwendig und berechtigt anerkannt werden.

Das hier Vorgelegte hätte unendlich größer ausfallen können, wäre uns Zeit vergönnt gewesen, die periodische Literatur des Jahrhunderts zu durchmustern. Für den Zweck scheint das Gegebene indessen hinreichend, ja, für Viele möchte dasselbe schon als zu reichhaltig sich herausstellen. — Schwerlich ist eine schaffende Kraft in irgend einem Kunstzweige mehr gefeiert und besungen worden als Sophie Schröder. Wer den poetischen Werth der Gedichte hie und da vermissen sollte, der wird doch jedenfalls in ihnen Zeugen für den gewaltigen Eindruck, den ihre Leistungen hervorriefen, anerkennen müssen.

Doch, wir reden nicht mehr zu den eigentlichen Zeitgenossen von Sophie Schröder; eine kunsthistorische Bemerkung darf daher nicht unterlassen werden.

Vieles, wenn nicht Alles, hat sich in Art, Sitte und Gebräuchen der Theaterwelt seitdem verändert. Zu Sophiens Zeiten hatte das große Publicum, an guten Darstellungen geschult, noch das Selbsturtheil und — den Geschmack nicht verloren.

Zu jener Zeit war es herkömmlich und geltend, daß ein Schauspieler sich mit Schmach be-

deckte, wenn er in seinem Vortheil oder zum Nachtheil seiner Collegen die Tagespresse benutzte. — Versicherungsanstalten für den zeitigen, wenn auch nicht ewigen Ruhm der Schauspieler gab es noch nicht. Das große Zeichen unserer Zeit, die Reclame, war noch nicht entdeckt, während heut zu Tage das Schauspielerthum ohne Reclame bei der Menge kaum Glück machen kann.

Die Kritik in ihrer besten Bedeutung wurde ehemals nicht selten von gelehrten Kunstfreunden, die dem Theater sonst fern standen, ausgeübt. In der Gegenwart ist dies vielfältig anders geworden und die Kritik dient oft weniger der Kunst, als den Interessen einiger Künstler.

Für den Einsichtigen bedarf es des Beweises nicht, daß Alles, was hier über Sophie Schröder mitgetheilt wird den Stempel innerer Wahrheit trägt. Es wurzelte in der Ueberzeugung, in einem zur Begeisterung erhobenen Gefühle.

Der einzige Lohn, welchen die Spender so überschwänglichen Lobes und Preises für sich gewonnen, bestand in der Freude, dem vollen Herzen durch das Wort Ausdruck verliehen zu haben.

Nur die Zeitgenossen konnten Sophie Schröder auf den Gipfel des Ruhmes führen.

Den Nachkommen verbleibt das Vermächtniß, sie dort in ungetrübter Erinnerung zu erhalten.

Der achtzigste Geburtstag*).

„In der deutschen Kunstwelt hat wohl kaum jemals ein so seltenes, ja einziges Fest stattgefunden, als unsere Sophie Schröder am 1. März hier unter uns erlebte. Es ist bereits bekannt, daß die gefeierte Frau in einem festlich geschmückten Foyer des hiesigen Hoftheaters vor einer glänzenden Versammlung ein allerhöchstes Handschreiben sammt einer Lorbeerkrone auf rothem Sammtkissen durch den derzeitigen Herrn Intendanz-Verweser Schmitt erhalten hat. Das königl. Schreiben lautet:

„„Frau Sophie Schröder! Ihre mit Recht gefeierten und in lebhaftem Andenken stehenden Leistungen auf dem Gebiete der Schauspielkunst, wovon Sie noch vor Kurzem während der Schiller-Jubiläums-Festlichkeiten eine glänzende Probe abgelegt, veranlassen Mich, Ihnen zu Ihrem 80. Geburtsfeste die beiliegende goldene Medaille mit Meinem Brustbilde zum Andenken zu verehren. Indem ich Ihnen gleichzeitig Meinen freundlichen Glückwunsch zu Ihrem Geburtstage, den Sie noch recht oft in guter Gesundheit feiern mögen, ausspreche, bin Ich mit wohlwollenden Gesinnungen Ihr wohlgewogener König

München, den 1. März 1861. Max.““

---

*) Abendblatt z. „N. Münchener Ztg.“

„Dann überreichte der freudigst Ueberraschten Frau Dahn-Hausmann eine in antiker Form sehr geschmackvoll gearbeitete Kanne von Silber auf einer silbernen Platte, worauf neben der tragischen Maske mit dem Dolche die Inschrift: „Von den Mitgliedern der k. Hofbühne zu München ꝛc.“ eingegraben ist. Auf der Kanne selbst stehen die Worte: „Der größten deutschen Tragödin Sophie Schröder an ihrem 80. Geburtstage.“ Dazu kam noch ein prachtvolles Album in rothem Sammet mit goldenen Spangen, das ein von Dr. Hermann Schmidt verfaßtes Gedicht enthielt, das Herr Regisseur Richter sehr warm vortrug und Frln. Stehle dann übergab. Album und Kanne waren mit frischem Epheu bekränzt.

„Ein Paar Tage nach dieser Feier hatte Frau Sophie Schröder auch noch das hohe Glück von Sr. Majestät dem Könige Max in besonderer Audienz empfangen zu werden. König Ludwig aber hatte vom Krankenlager aus ihr seinen Glückwunsch sagen lassen. Eben so hoch wurde die große Künstlerin durch die Gnade des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich beglückt. Auf Antrag der obersten Hoftheaterdirection, welcher der Oberkämmerer Herr Graf von Lanckoronski vorsteht, geruhten Se. Majestät gnädigst zu befehlen, daß der Gefeierten ein wahrhaft kaiserliches Geschenk zugestellt werde.

„Außerdem schickte das k. k. Hofburgtheater in Wien eine prachtvoll ausgestattete Adresse in goldenem Rahmen, von Herrn Heinrich Laube und 28 männlichen und 22 weiblichen Mitgliedern der berühmten Anstalt unterzeichnet.

„Die Adresse lautet:

„„An Sophie Schröder zu ihrem 80. Geburtstage von den Mitgliedern des k. k. Hofburgtheaters.

In den Jahren Ihrer schönsten Kraft, waren Sie, hochgeehrte Frau! eine unvergängliche Zierde des Burgtheaters. Wir haben also, Allen voraus, heute das Recht und die Pflicht, Ihnen zuzurufen: Heil und Segen unserer größten Genossin, die unser Institut erhöht, unser Streben geadelt, unsere Nacheiferung geweckt hat. — Heil und Segen unserer Sophie Schröder! — Die Bilder Ihrer Medea, Ihrer Isabella, Ihrer Sappho, Ihrer Elisabeth leuchten noch in voller Kraft der Zeichnung und Farbe durch unsere Seelen. Das Alter schildert Sie der Jugend, und Alter und Jugend vereinen sich heute zu Ihrem Preis und zu dem innigen Dankgefühle gegen den Himmel, daß er Sie, theuere Frau, in voller Rüstigkeit des Geistes und des Körpers zu so hohem Alter gelangen ließ. Das oft genannte Wort des Dichters:

„Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze!“ spricht eine Regel aus. Die Ausnahmen aber spotten jeder Regel und das Genie ist stets eine Ausnahme. — Das erfahren Sie schon heute. Sie sehen mit 80 Jahren auf uns herab, wie auf eine Nachwelt, und wir Alle drücken den Kranz eines Garrick, Talma, Schröder, Iffland, auf die ehrwürdigen Locken unserer Sophie Schröder. — Leben Sie noch lange in Frische und Gesundheit den Mitlebenden; der Nachwelt haben Sie gelebt, und deutsche Schauspielkunst und dramatische Literatur haben für alle Zeiten Ihren Namen mit goldenen Lettern in ihre Bücher geschrieben.““

„Dieser Adresse reiht sich die Adresse des Berliner Hoftheaters würdig an:

„„Der Kunstveteranin Sophie Schröder ꝛc.

„Im Vollgefühle der Verehrung unseren Gruß! Ihr, der vielgefeierten Frau, an der wir hinaufgeschaut, seit wir Leben und Kraft der Bühne geweiht, danken wir an diesem Tage für den beglückenden Beweis, den ihr Greisenalter uns gegeben, „„daß der Genius der wahren Kunst in ewiger Jugend verharrt.““ Möge die schwere Heimsuchung, welche im verflossenen Jahre Ihr Mutterherz mit Schmerz erfüllte, die letzte Ihres Lebens gewesen sein. Wolle Gott ihr förderhin ein unge-

trübtes und zufriedenes Alter schenken, und möge die greise Künstlerin die Worte, die so oft aus ihrem Munde sympathisch in die Brust der Hörer schlugen, mit jedem sinkenden Tage sich selber sagen können, die Worte Schillers: „Freude hat mir Gott gegeben.““

„Ein sehr herzlicher Brief des Directors Herrn Düringer, mit einigen eigenhändigen Zeilen des Generalintendanten Herrn von Hülsen bereichert, begleitete die künstlerisch ausgestattete Adresse.

„Sinnvolle Adressen erließen ferner die Hoftheater zu Karlsruhe und Darmstadt. Aus Hannover schrieb Namens der k. Anstalt der Hoftheaterintendant Herr Graf von Platen. Ein Gedicht (von E. Walther) mit einem Kranze schickten die Mitglieder des k. sächsischen Hoftheaters zu Dresden durch Frau von Bulyovsky; deßgleichen (das Gedicht von Kavaczynsky) das herzoglich sächsische Hoftheater Coburg-Gotha durch Frau Schloenbach, geborene Schröder. Der Herzog von Coburg sandte der greisen Künstlerin durch ihre an seinem Hoftheater engagirte Tochter den Glückwunsch zu, um ihr die Freude zu gewähren, an diesem Festtage auch eine Tochter an der Seite zu haben. Unter den Privatbühnen zeichnete sich das Wallnertheater zu Berlin durch ein schwung-

volles Sonett Wallners, von sämmtlichen Mitgliedern unterzeichnet, aus. Neben all diesem liefen ein: ein künstlerisch ausgestattetes Albumblatt mit einem Gedicht von dem Generalintendanten Herrn von Küstner in Leipzig, dann ein solches von Frau Gräfin Schönfeld (geb. Louise Neumann,) in Graz; Gedichte von Bodenstedt, Ringler, Redwitz und Pellisow in München; von Schloenbach in Coburg; Gerstel in Stuttgart; Herrn und Frau Lange, (geb. Scherzer) in Karlsruhe; Limbach in Darmstadt; von Frau Versing-Hauptmann in Gotha und Anderen; unzählige Briefe, Telegramme, Karten, auserlesene Blumensträuße in kostbaren Vasen, Lorbeerkronen u. s. f. Unter den Letztern ist besonderer Erwähnung werth ein reicher Lorbeerkranz mit schweren goldgestickten Bändern von Frau Marie Seebach-Niemann aus Paris gesendet. Es steht zu hoffen, daß alle schriftlichen Festgaben*) durch den Druck als ein bleibendes Gedenkblatt der Oeffentlichkeit übergeben werden. Es ist dies wenigstens der Wunsch vieler Theilnehmenden an dieser seltenen Feier, die wohl verdient, dem Gedächtnisse der deutschen Kunstwelt erhalten zu bleiben."

*) Alle schriftlichen Festgaben haben wir beim besten Willen nicht bringen können — das Buch wäre sonst zu voluminöse geworden, wir mußten uns also auf eine engere Auswahl beschränken.

Artistisch-technische Direction des königlichen Schauspiels.

Berlin, d. 25. Feb. 1861.

Der deutschen Schauspielerin Frau
Sophie Schröder
zur Zeit in München.

Mit großer Freude komme ich dem Auftrage nach, Ihnen, gefeierte Frau, die mitfolgende Adresse zuzustellen.

Dieselbe trägt die Namen des Generalintendanten Herrn von Hülsen, des hier unterzeichneten artist. Directors, des ältesten Regisseurs Herrn Stawinsky und sämmtlicher Mitglieder des königl. Schauspiels nach der Reihenfolge ihres Dienstalters.

Die Zuschrift bittet um freundliche Aufnahme.

Ich küsse die würdige Hand der Empfängerin mit Hochachtung und Verehrung

Düringer.

Mit herzlichem Gruße, geehrte Frau, rufe ich Ihnen den aufrichtigen Wunsch zu „Möge Ihr Lebensabend ein gesegneter sein!"

Mit Ergebenheit

Berlin, d. 25. Febr. 1861. v. Hülsen.

An die pensionirte k. k. Hofschauspielerin Frau
Sophie Schröder!

Wien, d. 1. März 1861.

Seine Majestät der Kaiser haben mich zu beauftragen geruht, Ihnen aus Anlaß Ihres 80. Geburtstages das hier beigeschlossene Geschenk als ein sichtbares Zeichen der Allergnädigsten Anerkennung Ihrer großen Verdienste um das deutsche Theater zuzusenden*).

Indem ich mich dieses Allerhöchsten Auftrages entledige, erlaube ich mir auch meinerseits in Erinnerung der seltenen Genüsse, welche ich Ihren hervorragenden Leistungen verdanke, den Wunsch auszusprechen, daß Ihre Geistes- und Körperkraft Ihnen noch viele Jahre ungeschwächt erhalten bleibe.

Halten Sie Sich meiner vollsten Hochachtung und der lebhaftesten Theilnahme an Ihrem Wohlsein überzeugt und rechnen Sie — wenn Sie meiner bedürfen — auf

Ihren stets bereitwilligen

Graf Lanckoronski,
Oberstkämmerer.

---

*) Ein Geldgeschenk von 100 Dukaten.

Darmstadt, 2. März.

„Heute legt Frau Sophie Schröder, die größte tragische Schauspielerin der Deutschen, welche auch hier ihrer Zeit mehrmals auf dem großherzoglichen Hoftheater die glänzendsten Triumphe feierte und zu begeisterter Bewunderung hinriß, ihr 80. Lebensjahr zurück. Dabei hat die seltene Frau die Frische des Geistes bewahrt und selbst die Macht des Redevortrags, der einst so innig ergriff, so gewaltig und tief erschütterte, wie wir, die wir sie in ihrer Glanzperiode sahen und hörten, uns vor wenig Jahren noch selbst zu überzeugen Gelegenheit hatten. Die Mitglieder der hiesigen Hofbühne ehrten den Tag durch Zusendung folgender Zuschrift an die Künstlerin:

Sophie Schröder zur 80. Geburtstagsfeier.

Hochgeehrteste Frau und Collegin!

„„Es ist schön, wenn die Götter alle Himmelsgaben einem Sterblichen mit auf die Lebensreise geben, um ihn mit ihrer ganzen Huld zu begnadigen, aber es ist groß, wenn der Beglückte diese Göttergaben zur Freude der Welt in der reinsten und herrlichsten Entfaltung verwendet, und in der idealen Schönheit verewigt! Sie, hochgeehrteste Frau, gehören zu den großen Erscheinungen, welche die Göttergaben zur Freude und zum Ruhme der

Menschheit zu höchster Blüthenentfaltung gebracht haben. Eine unvergängliche Liebe und ein ewiger Ruhm ist Ihr Lohn! Dies sind die Gefühle, welche die Mitglieder des großherzoglichen Hoftheaters zu Darmstadt an Ihrem achtzigsten Geburtstag erfüllen, und sie erlauben sich deßhalb denselben mit den reichsten Segenswünschen Ausdruck zu leihen, und Sie hochgeehrteste Frau zu bitten, beifolgenden Lorbeerkranz als ein schwaches Zeichen ihrer Verehrung gütig aufnehmen zu wollen; und möge der Himmel gestatten, daß Sie noch lange Jahre Zeugin Ihres Ruhmes sind.““

Das von Herrn Regisseur Pirscher abgefaßte Schreiben ist mit kalligraphischer Meisterschaft in Farben und Symbolen verziert, von der sehr geschickten Hand des Herrn Hoftheatersecretärs Ploch ausgeführt, und von sämmtlichen Mitgliedern des Schauspiels und der Oper unterzeichnet. Die Randverzierungen und die Bandschleifen des Lorbeerkranzes in Golddruck führen sechs der bedeutendsten Rollen der großen Tragödin an; Maria Stuart, Sappho, Phädra, — Elisabeth, Medea, Isabella! — Möge die hochverehrte Frau mit dieser Huldigung auch zugleich die des Publicums empfangen, in dessen Andenken sie unauslöschlich fortlebt, so lange einer hiernieden weilt, der so glücklich war, sie in ihren unvergleichlichen Kunstleistun-

gen zu bewundern, deren Glorie in den Annalen der deutschen Schauspielkunst für ewig eingezeichnet ist.

Der großen Sophie Schröder einen frischen innigen Gruß zu ihrem achtzigsten Geburtstag am 1. März 1861."

(Darmstädter Zeitung.)

Wien, den 5. April 1861.

Hochverehrte Freundin!

Tausend, tausend Dank für das Geschenk Ihres uns unendlich werthen Bildes. Ihre Ansicht darüber theile ich ganz, doch was der Künstler dabei unterlassen, wird uns unsere Phantasie ergänzen.

Welche Theilnahme wir an allen Auszeichnungen, die Ihnen geworden, nehmen, dürfen wir wohl nicht versichern, — — mir war alles noch zu wenig, denn wenn man sieht, wie heut zu Tage der sich breit machenden Mittelmäßigkeit gehuldigt wird, so ist alles, was einer Sophie Schröder geschieht, viel, viel zu wenig, doch auch dies wird einst gerichtet werden.

Mit der Bitte, uns ferner lieb zu behalten, verbleibe ich in treuer Anhänglichkeit und Liebe

Ihr alter College

Carl La Roche.

Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!

Darum feierte das gesammte deutsche Volk den 100jährigen Geburtstag seines Schillers, obgleich er schon lange dahin gegangen, durch alle Lande mit lautem Jubelruf! Darum feiern wir heute den 80. Geburtstag unserer Sophie Schröder mit begeistertem freudigen: „Sie lebe hoch!“ Denn noch lebt sie uns in voller Geistesfrische und wir lieben und verehren in ihr die größte Darstellerin Schiller'scher Frauengestalten, die Meisterin im Vortrage seiner Gedichte und endlich die einzige bis jetzt noch unerreichte tragische Kraft, welche die deutsche Bühne in solcher Gewalt besessen. Möge der gütige Gott Ihre uns Allen so theuere Gesundheit, hohe, über Alles verehrte Frau, fernerhin stählen, damit sie Ihren mächtigen Geist unterstütze und uns noch lange, lange in Sophie Schröder ein Vorbild alles Herrlichen, Großen und Ergreifenden in der dramatischen Kunst erhalten bleiben, zu dem wir Alle in Ehrfurcht aufblickend hinanstreben und welches, wenn auch die irdische Hülle einst nicht mehr, doch, wie die Kunst selbst, unsterblich sein wird in dem Namen Sophie Schröder! Amen!

Paris, im Februar 1861.

Marie Niemann-Seebach.

Hochgeehrte Frau!

Obgleich ich Ihnen schon im Verein mit meinen Collegen die uns an Ihrem Festtage bewegenden Gefühle ausgedrückt habe, so ist es mir doch ein wahres Herzensbedürfniß, Ihnen neben der allgemeinen verehrenden Anerkennung noch ein besonderes Wort des Dankes zu sagen, den ich seit Beginn meiner theatralischen Laufbahn im Herzen für Sie getragen habe. Ihr großes, Ihr gewaltiges Vorbild trat mir zuerst im Jahre 1817 auf hiesiger Bühne entgegen. Nie habe ich seitdem diesen Eindruck vergessen, nie bin ich an das Studium einer Rolle gegangen, ohne das eifrige Bestreben auf Ihrer Bahn zu wandeln und mich ihrem so einfachen und edlen Styl zu nähern. So darf ich mich daher aus vollem Herzen Ihre Schülerin nennen, deren dankbare Gefühle die hohe Meisterin nicht verschmähen wird. Gott erhalte Sie, theure Frau, noch viele Jahre und lasse Sie, die Sie Anderen so viel gegeben haben, in ungestörter Gesundheit heitere Tage verleben.

In wärmster Verehrung Ihre ganz ergebene

Den 27. Februar 1861.

Auguste Crelinger.

Meiner hochverehrten und lieben Freundin Sophie Schröder zu ihrem achtzigsten Geburtstage am 1. März 1861.

Unter den unzähligen Bekannten und Freunden, welche Ihnen heute ihre Glückwünsche darbringen, kommt es mir vor, als ob ich der aller-aller-älteste Ihrer Freunde bin; denn in diesem Jahre sind es gerade sechzig Jahr, als Sie mich, damals einjährigen Bengel, auf Ihren neunzehnjährigen Armen in meiner Eltern Hause in Hamburg herumtrugen. Darauf bilde ich mir natürlich etwas Großes ein, meine liebe alte Freundin, — und obgleich Sie mich jetzt schwerlich noch herumtragen könnten, wenn ich mich auch noch so leicht machen würde, so weiß ich doch, daß Sie mich noch lieb haben; davon liefern mir Ihre Briefe den Beweis, in denen so vieles steht, was man nur einem geprüften alten Freunde mittheilt; — und die kleinen Dienste, welche ich Ihnen von Zeit zu Zeit so glücklich bin zu leisten, sind nur Dankesregungen dafür, daß Sie mich vor 60 Jahren so allerliebst herumgetragen haben!

Meine Kinder schreien: Vivat Sophie Schröder! und senden Ihnen die herzlichsten Glückwünsche, und, mich riesenmäßig aufblähend, heiße ich von nun an:

Ihr ältester alter Freund

Adolf Herzfeld.

Wien, den 31. Jänner 1860.

Hochgeehrte Freundin!

Wir Beide sind an der Grenze des Lebens angekommen, Sie mit dem Lorbeerkranze auf dem Haupte, ich nur mit einzelnen kleinen Zweiglein dieses Ehrenbaumes, welche mir gute Freunde wohlwollend reichen.

Nehmen Sie meinen herzlichsten Glückwunsch zu Ihrem Künstler-Jubiläum. Sie können sich dessen mit Recht freuen, denn Sie machen eine Ausnahme von der Regel: daß die Leistungen des Mimen mit ihm vergehen. Ihr Name wird genannt werden, so lange es eine Schauspielkunst geben wird, und wenn die größten Künstlerinnen eine Medea oder Elisabeth spielen werden, so wird man doch immer sagen: „Ach! wer Sophie Schröder gesehen!“ Ich habe sie gesehen und ihre Gebilde stehen noch vor mir. Heil solchem Alter, welches im Tempel der Kunst in ewiger Jugend prangt. Ich habe Ihnen im vorigen Jahre mein Gedicht zu meinem 80. Geburtstage gesendet, und Sie haben mir darüber, ich weiß nicht mehr durch wen — viel Freundliches sagen lassen. Ich sende Ihnen nun mein Gedicht zum 81. Geburtstage. Es ist etwas frivol, aber ich bleibe bis zu meinem letzten Hauche

der alte lustige

Dr. J. F. Castelli.

Telegramm. 1. März 1861.

An Frau Sophie Schröder, pensionirte Hofschauspielerin in München.

„Unwohlsein verhindert leider mein lang gehegtes Vorhaben, Ihnen heute persönlich meinen Glückwunsch darzubringen. Da ich in einigen Tagen erst meinen Besuch nachholen kann und schmerzlicher Weise dem glückwünschenden Künstlerkreise heute fehlen muß, so rufe ich in dankbarer Verehrung aus der Ferne: Heil und Segen der erhabenen Kunstgreisin, dem großen Vorbilde aller Zeiten.

Emil Devrient."

Wien, d. 27. Februar 1861.

Hochgeehrte Frau!

Aus allen Gegenden deutschen Landes kommen Ihnen wohl an Ihrem achtzigsten Geburtstage die herzlichsten Glückwünsche entgegen; es ist dies eigentlich nicht so sehr eine Ehre und Auszeichnung für Sie, sondern Deutschland ehrt sich dadurch nur selber, indem es das Knie beugt vor einer Größe, die seinem Schoße entstiegen, und deren Wirken der höchste Ausdruck seiner künstlerischen Kraft und seines geistigen Bewußtseins war.

Erlauben Sie, hochverehrte Frau, auch einem jungen Manne, Ihnen noch gänzlich unbekannten Collegen, sich Ihnen mit diesen schlichten aber herzlich gemeinten Worten zu nahen, mit den Wünschen der Freude und Zufriedenheit. Nach Verlauf weniger Monate wird mir bei Gelegenheit meines Münchener Gastspiels die schöne Gelegenheit geboten sein, Ihnen persönlich meine Verehrung an den Tag zu legen. Ich war im Jahre 1854, als Statist am Burgtheater, so glücklich Sie zu sehen und zu hören, und der Eindruck wird mir unvergeßlich bleiben. Ist auch meine Kraft zu schwach, um zu einer Höhe empor zu klimmen, wie Sie, hochverehrte Frau, und unser Beider großer Zeitgenosse Anschütz sie erreicht haben, so ist mir doch die Kunst eben so heilig, wie Ihnen, und ich fühle mich einzig glücklich in dem Bewußtsein, ihr mein Leben weihen zu können, die mir das Höchste auf Erden, die Blüthe des menschlichen Geistes ist. Bin ich also auch kein Gleichbegabter, so darf ich mich doch mit gerechtem Stolze einen Gleichgesinnten nennen, und in diesem Sinne Ihr College, drücke ich Ihnen die Hand zu Ihrem Jubeltage, und wünsche, Gott möge Ihre Seele jung und kräftig erhalten, wie bis heute.

In tiefster Verehrung

Jos. Lewinsky,
Mitglied des Hofburgtheaters.

Hochverehrte Frau!

Verzeihen Sie, daß ich mit den innersten Gefühlen meines Herzens Ihnen an einem Tage nahe, an dem Sie, geehrte Frau, von so viel Tausenden Grüße erhalten werden, welche Ihrer Kunst die seligsten, heitersten Stunden zu verdanken haben. Es drängte mich unwillkürlich, Ihnen einmal aussprechen zu können, wie ich in heiligem Feuer für Sie erglühe. Die Erzählungen meiner Mutter, welche das Glück hatte, als Mädchen an Ihrer Seite zu spielen, haben mich schon als Kind gelehrt, Ihren Namen mit Ehrfurcht und Bewunderung zu nennen. Ihr Genius hat mich mit Begeisterung erfüllt, Sie waren der Traum meiner Kindheit, meiner Mädchenjahre, ich erzitterte in heiliger Scheu, wenn ich von Ihrer Größe hörte. O, könnte ich Sie einmal sehen, und einmal sprechen hören! Zürnen Sie, verehrte Frau, mir und diesen armen Zeilen nicht, leben Sie wohl und schenken Sie mir eine freundliche Erinnerung. Ihre, Ihnen mit größter Hochachtung ergebene

Gotha, d. 27. Februar 1861.

Anna Versing-Hauptmann.

Gedichte

in Reihenfolge der Einsendung.

An Frau Sophie Schröder zu ihrem achtzigsten Geburtstage.

Noch mit Bewunderung denk ich an das Schöne,
Das Große, das ich einst von Dir geseh'n,
Noch klingen mir im Ohr die Seelentöne —
Wie Sturmesbrausen — wie des Zephirs Weh'n! —
Die Leidenschaften mächtig darzustellen
In voller Wahrheit, war Dein rastlos Müh'n;
Du schöpftest aus des Herzens tiefen Quellen,
Aus Deinem Geist, den Dir ein Gott verlieh'n;
Nun ruhst Du aus auf allen Lorbeer-Spenden,
Die Würdigung der Meisterin geweiht,
Doch wird Dir heut' von vielen Künstlerhänden
Wohl manche Blume auf den Weg gestreut;
Es gilt, Dein Wiegenfest froh zu begehen,
Wozu Verehrung alle Herzen lenkt,
Und freuen soll es mich, kann ich ersehen,
Daß sich Dein Blick auf dieses Blatt auch senkt.

Stuttgart, den 1. März 1861.

August Gerstel.

Mit einem Lorbeer Deine Stirn bedecken,
Hieß' in den Staub wohl Deine Hoheit zieh'n,
Die helle Sonne Deines Ruhm's beflecken;
Dem Unwerth wird zu oft der Kranz verlieh'n!

Um Perlen Dir und Schätze anzubieten,
Bist Du ja selbst zu unermeßlich reich —
Denn Poesie mit ihren goldenen Blüthen
Füllt Deine Brust, dem tiefsten Schachte gleich.

Kein Diadem kann ich auf's Haupt Dir legen,
Trägt's nicht die Majestät für ew'ge Zeit?
Die Musen sprachen über Dich den Segen,
Dir ward die Krone der Unsterblichkeit! —

So steh' ich denn ein Bettler an der Pforte,
Doch hoch beglückt, wenn ich nicht fliehen muß,
Wenn Du gelauscht hast meinem schlichten Worte,
Wenn Dich erfreut mein armer Dichtergruß! —

Durch Deine Größe ward mir erst erschlossen
Der Himmel, den die wahre Kunst uns beut,
Aus Deinem Namen ist mir reich entsprossen
Ein Dasein nie geahnter Seligkeit!

Hab' Dank für der Begeisterung heil'gen Funken
Den Deine Kunst in meinen Busen senkt,
Hab' Dank für jede Stunde, wo versunken
Wie im Gebet, mein Herz Dein still gedenkt! —

Gotha, am 1. März 1861.

Anna Versing-Hauptmann.

An Sophie Schröder am 1. März 1861 zu ihrem diamantenen Künstlerfest mit einem Kranze

von ihren treuen Kindern Arnold und Auguste.

Keusch, klar, elementarhaft,
Unzerstörbaren Glanzes wie der Demant,
Der Deinem Feste den Namen giebt:
So erschien immer die Kunst Dir!
Warst Du selbst ihr die Priesterin!
Und also strahlt sie jetzt noch entgegen uns
Aus dem demantenen Strahl Deines Auges,
In Deines Tonklangs Süße und Donner.
Und wie des Demants Urkern,
Unzerstörbar, einzig vergeht
An der Urkraft der Flamme:
Wirst Du leben und glänzen,
Bis die eigenen Flammen Dich aufwärts tragen,
Auf zu den Göttern,
Denen treu Du gedient hast! —
Und wenn Hundert und Hundert
Heut Deiner gedenken
Staunend, erinnerungsvoll,
Preisend, verehrend:
Ist doch Niemand so stolz, so glücklich,
Als wir, Deine Kinder,
Die auf den Kranz Deines Ruhmes
Wir die zärtlichen Lippen gedrückt:
Kindlicher Liebe Kuß,
Für die liebe, liebende Mutter! —

Schloenbach.

An Frau Sophie Schröder zum achtzigsten Geburtstage

am 1. März 1861.

Von den Mitgliedern des k. Hof- und Nationaltheaters.

(Gedicht von Dr. Hermann Schmid.)

Es glänzt ein Stern an unseres Himmels Dom,
Der vor dem Tag die Morgenfackel schwingend
Aufleuchten macht des Lebens dunkeln Strom!

Das milde Licht durch jedes Wirrsal dringend,
Zum Ziele führt es, wer ihm fest vertraut,
Mit heiligem Lorbeer seine Stirn umschlingend.

Zum Ziele, das auf Felsenhöh'n erbaut,
Der Sonne nah' zu strahlender Berührung
Mit stolzem Giebel auf uns niederschaut!

Du kennst ihn wohl, den ew'gen Stern der Führung,
Dem Strahle nach stiegst Du hinauf zum Tempel,
An den Altar, zu heil'ger Flamme Schürung.

D'rum schimmert herrlich der Vollendung Stempel
Von Deinem Haupt hinaus in alle Zeit,
Von Kraft und Kunst ein leuchtendes Exempel!

Du bist am Ziel! Ein höchstes ist gelungen!
Die Kunst, die nur dem Augenblick verfallen,
Hat Dir den Kranz, den bleibenden geschlungen.

D'rum soll von uns, die wir noch ringend wallen
Dem Sterne nach, zum ew'gen Tempel hin,
Der Festesgruß zu diesem Tag erschallen!

Gesegnet sei! — Mit dankerfülltem Sinne
Begrüßen Dich vergangene Geschlechter
Im Reich des Schönen als die Herrscherin.

Gesegnet sei! — Von alter Kunst, von echter
Ein lebend Bild sah'n wir in unsern Tagen
Dich als des Schönen rüstigen Verfechter . . .

Gesegnet sei! — Du wirst zur Ferne ragen,
Zur spät'sten Zukunft, die wir dämmernd ahnen,
Der Schönheit Losung als Vermächtniß tragen.

Die schwere Kunst, in deren ernsten Bahnen
Wir mit Dir schreiten, wird Dein Angedenken
An holdes Maß und kräft'ge Milde mahnen.

Und wie der Menschheit Loose trüb sich lenken,
Wie dunkel strömt des Lebens ernster Strom,
— Nie wird dieß Licht am Horizont sich senken,
Hell glänzt ein Stern an unseres Himmels Dom

An Frau Sophie Schröder zu ihrem achtzigsten Geburtstage.

Kein schön'res Lob ist Sterblichen beschieden,
Als auf ein ruhmvoll reiches, langes Leben
Zurückzuschau'n, und in des Alters Frieden
Noch herzensjung an jedem hohen Streben
Sich zu erfreu'n. Nur Wenigen ward hienieden
Solch hehres Glück wie Gott es Dir gegeben,
Der auf des Kindes Stirne schon gedrückt
Den Lorbeer, der die Greisin heut noch schmückt.

Du sahst die Kunst noch in der Morgenröthe,
Und führtest sie empor zum hellen Tag,
Am Genius eines Shakspeare, Schiller, Göthe,
Entfaltend was Erhab'nes in Dir lag —
Und Du erhöhtest sie, die Dich erhöhte,
Daß keine And're Dir sich gleichen mag.
O, laß zum Kranz, den achtzig Jahr' Dir schlingen,
Auch heute mich dies kleine Blatt Dir bringen!

München, den 1. März 1861.

Friedrich Bodenstedt.

An Frau Sophie Schröder an ihrem 80. Geburtstage.

Obgleich verstummt fast meine Leier
Seit manchem Jahr hängt an der Wand,
Greift doch bei solcher selt'nen Feier
Nach ihr die fast erstarrte Hand.

Doch fühl' ich leider, nicht erklingen
Wird sie, Verehrte, Deiner werth,
Und gar zu gern doch möcht' ich singen,
Wie es mein volles Herz begehrt!

Auch meinen Wunsch, aus Freundesmunde,
Zum Wiegenfeste bringt dieß Blatt,
Da dieser schon in früher Stunde
Ihn himmelan getragen hat.

Als Angebind' auch Deinen Blicken
Zeigt sich nur wiederum Dir heut,
Was ich verehrend voll Entzücken
Vor fünfzig Jahren Dir geweiht.

Als noch von Jugendgluth durchdrungen
Mit raschem Schritt ich eilte hin,
Zu bringen meine Huldigungen
Der holden jungen Künstlerin.

Zu der im hellsten Ruhmesglanze,
Als greiser Hohenpriesterin
Melpomenes, im Lorbeerkranze
Der Freunde Kreis sich heut drängt hin.

O, rief', was mit beredtem Munde,
Ich damals huld'gend Ihr geweiht,
Zurück Ihr doch so manche Stunde,
Der glücklichen Vergangenheit!

Cassel, 1. März 1861. A. N.

An Madame Schröder

nach einem Declamatorium, in welchem sie „Untreue über Alles", „die Klage der Ceres", den Monolog „Thekla's" und „Andromeda" gesprochen hatte.

Glich Molly Dir, es könnten Feen winken
Und ihre Zauberkünste schlau verschwenden,
Nicht würden List und Formeln ihn verblenden,
Aus dem gebot'nen Kelch der Lust zu trinken.

Säh' dieser Ceres Thränen Pluto blinken,
Sanft würde sich sein Herz zum Mitleid wenden,
Zurück ihr die Geraubte mild zu senden,
Daß an der Mutter Herz sie möge sinken.

Glich Thekla Dir, das Schicksal ließe nie
Zertreten ihn von seiner Rosse Hufen —
O, hartes Loos des Schönen auf der Erden! —

Glich Dir Andromeda, nicht brauchte sie
Verzweiflungsvoll den Retter anzurufen,
Denn Perseus würde jeder Jüngling werden.

Hamburg, am 19. Februar 1809. A. N.

Begleitet waren diese Gedichte von einer Karte, welche den Namen Hofrath Niemeyer, geb. 28. Dez. 1783 trug.

An Frau Sophie Schröder

zu ihrem achtzigsten Geburtsfeste den 1. März 1861

von den Mitgliedern des herzogl. sächsischen Hoftheaters zu Coburg-Gotha.

Zum Wiegenfeste, hohe Meisterin,
Das heute Du begehst in selt'ner Kraft,
Nimm auch der Herzen warmen Glückwunsch hin,
Den Gruß von unserer Kunstgenossenschaft.

Ob achtzig Jahre auch entschwunden sind,
Es lebt die Kunst in Dir noch frisch und jung!
Du warst ihr eigen schon — ein zartes Kind,
Du bleibst es ewig — in Erinnerung! —

Ein leuchtend Vorbild schwebst Du uns voran:
Dem Schönen treu, der Wahrheit nur allein. —
Dir nachzuschreiten auf der steilen Bahn
Dem Höchsten zu — soll unser Streben sein!

So wollen wir, die nachgekomm'ne Schaar
Der Kunst, Dich tragen in der treuen Brust;
So wollen wir Dich feiern immerdar,
Dein eingedenk — und uns'res Ziel's bewußt!

Thalia's Jünger, Alle, nah und fern,
Dir ihre Liebe und Verehrung weih'n! —
Dir aber leuchte stets Dein Lebensstern —
Bis einst der Vorhang sinkt — verklärt und rein!

Kawaczynski.

Zum achtzigjährigen Geburtstage.

(Wenn auch spät, so doch von Herzen.)

Sagen Dir, wie tief ich Dich verehre,
O, wie find' ich Deiner würdig Wort!
Psalmen gleich umrauscht' ich gern Dich Hehre!
Heil'ger Kunst Du achtzigjähr'ger Hort! —
Ist die Kraft Dir auch dahin geschwunden,
Ewig rauscht doch Deines Preises Strom,
Schenkerin von unvergessnen Stunden,
Reinste Priesterin im Dichterdom!
Öde wird's im Tempel, immer öder,
Doch nur um so heller strahlt Dein Glanz.
Einzige! — Du Stern, Sophie Schröder!
Reich und frisch blüht ewig fort Dein Kranz.

In innigster Verehrung

Oscar v. Redwitz.

Zur Schillerfeier in München.

(Nachtrag.)

K. „Es ist bereits während einer Comitésitzung, welche sich gebildet, um zu berathschlagen, auf welche Art und Weise die Erinnerung an Schillers hundertjährigen Geburtstag am würdigsten wachzurufen und zu begehen sei, zur Sprache gebracht worden, daß gerade, und wohl einzig München das Glück habe, nicht blos eine Zeitgenossin, sogar eine Künstlerin zu besitzen, welche bestimmend und wesentlich Einfluß nahm auf die Verbreitung und Wirkung Schiller'scher Dichtungen, indem sie fast all die

herrlichen Frauengestalten seiner Dramen dramatisch schuf, ihnen ihre bestimmte Typik gab, und auf die großartigste und edelste Weise dieselben dem Volke verlebendigte. Es ist nämlich von der größten Schauspielerin die Rede, welche je die deutsche Bühne hervorgebracht, von Sophie Schröder, welche gegenwärtig 79 Jahre alt, in München, und Gott sei Dank noch erstaunlich heiter und frisch an Geist, so wie auch körperlich erfreulich gesund, und aller Kräfte mächtig, lebt. Seine Majestät König Ludwig beehrt von Zeit zu Zeit die greise Künstlerin durch allerhöchsten huldvollen Besuch, und der mit so tiefem Verständnisse die Kunst in allen ihren Erscheinungen liebende und würdigende Fürst zählte von jeher zu den Bewunderern der ersten Tragikerin deutscher Bühne.

„Sophie Schröder, geboren 1781, zu welcher Zeit Schiller im 22. Lebensjahre stand, war 26 Jahre alt und genoß bereits höchsten Rufes als Schiller 1807 starb. Persönlich kam sie nie in Begegnung mit dem ersten Dichter der Nation, aber sie schuf noch in Hamburg die Amalie, die Louise, die Beatrice, die Johanna d'Arc und die Turandot, dann in Wien die Stuart, und darnach auch die Elisabeth, die seitdem nie wieder so groß gesehene Lady Macbeth in Schillers Bearbeitung, ferner die Lady Milford, die noch jetzt allen Theater-

freunden unvergeßliche Isabella und die Agnes Sorel. Ja Sophie Schröder brachte sogar die bis dahin nicht sehr gewürdigten Episodenrollen durch ihre Darstellung zur höchsten Vollendung und Anerkennung, so die Gräfin Terzky im Wallenstein, die Imperiali in Fiesko und die Armgard im Tell, und wer noch zu den Glücklichen gehört, die den entsetzlichen Schrei Isabellens vernahmen, die athemlos zuhorchten, als die Gräfin Terzky berathend mit Butler auf der Bühne hin und herging, und die den Moment mit erlebten, wie Armgard sich mit ihren Kindern Geßlers Pferde unter die Hufe warf, der wird beistimmen, daß noch nie eine größere Schauspielerin auf deutschen Brettern stand, und es nicht ruhig dulden, wenn die Engländer von ihrer Ms. Siddons, die Franzosen von der Rachel, die Italiener von der Ristori schwärmen, während die Deutschen allzubescheiden gläubig und bewundernd zuhören, und sich sogar nicht mehr entsinnen, daß ihnen selbst die größte Schauspielerin geboren worden. Und wie könnte die Erinnerung an Schillers Geburt vor hundert Jahren würdiger begangen werden, als indem man sich jener großen Künstlerin erinnert, die am meisten dazu beitrug, daß seine Dichtungen im Geiste der Nation lebendig wurden, und deren Gestalten sich ihm auf edelste Weise einprägten? Die allgemein so lebhaft erwar-

tete Feier würde ausschließlich hier in München einen historischen Nimbus erlangen, der ihr an allen anderen Orten fehlt, wenn die Festordner auf den glücklichen Gedanken verfielen, die greise Künstlerin im Namen Deutschlands zu ersuchen, an jenem feierlichen Tage eines der kleineren Gedichte Schillers den Enkeln vorzutragen, die bloß nach der Erzählung ihrer Väter wissen, wie groß einst Sophie Schröder gerade Schillers Dichtergebilde zur Anschauung brachte. Sie war eben von jeher speciell Schillerdarstellerin, und nicht blos seine Dramen, auch seine epischen und lyrischen Dichtungen, besonders die Glocke, der Taucher, die Bürgschaft und die Kraniche des Ibikus wußte sie in so großartiger Declamation vorzuführen, wie seitdem wohl nie wieder gehört worden. Noch 1854 sprach Sophie Schröder im Hofburgtheater in Wien die Glocke unter nicht endenwollendem stürmischen Beifall, und 1856 auch noch im Berliner Hoftheater."

Bei Gelegenheit dieses letzten Wiener Aufenthaltes entstanden jene Zeilen von Grillparzer und Ludwig Löwe u. A., die wir weiter unten mittheilen.

„Meine geliebte Schröder!

„Die Freude, welche Sie mir durch Ihr liebes Bild zu meinem Jubiläum gemacht, läßt sich nicht beschreiben. Obschon jede Photographie älter macht, ist dieses Bild so geistreich aufgefaßt, so ganz meiner großen, unvergleichlichen Collegin würdig, daß es Sie mir vergegenwärtigt, als ich Sie zum erstenmale als Mutter von Messina anstaunte und, vor Bewunderung und Respekt, kaum wagte neben Ihnen Athem zu holen. Ach! viele Jahre sind seitdem verflossen! und was haben Sie, meine treue, liebe, ehrliche Schröder, gelitten! — Ich habe in der letzten Zeit so viel und innig Ihrer gedacht, habe mit Ihnen geweint um den Verlust Ihrer Tochter, die ich einst so sehr geliebt, mit der ich die größten Triumphe durchlebte in London und Paris, deren Talent die halbe Welt in Entzücken versetzte.

„Frieden ihrer Asche.

„Sie, meine gute Schröder, haben Ihr Herz frisch erhalten. Dieß der Grund, warum man heute noch ihren Tönen lauscht wie vor 60 Jahren. Ihre Sprache ist die des Herzens, der Verstand ist sein Freund, und wo das Erste fehlt, kann man kalt bewundern, aber nur Beide vereint, können die Menschen wie bei Ihnen entzücken!

„Man hat mir in der letzten Zeit so viel Liebes und Gutes erwiesen, daß ich Ihnen Folianten schreiben müßte, wenn ich Ihnen alles hererzählte. Nach der Auszeichnung meines allergnädigsten Herrn Kaisers und Sr. k. Hoheit des Prinz-Regenten von Preußen, hat mich die Liebe meiner hiesigen Collegen am meisten beglückt. Sie haben sich gegenseitig überboten, mir Freude zu machen, und der Rest meines Lebens ist viel zu kurz, um ihnen je vergelten zu können. Von allen vier Welttheilen liefen Glückwünsche ein, so daß ich vielleicht in zwei, drei Monaten die Briefe nicht alle beantworten kann. Meine geliebten Freundinnen aus Carlsruhe, alle die noch leben und mich als Oberon 1810 auftreten sahen, sich auch noch deutlich jenes Abends erinnerten, schickten mir einen silbernen Teller mit einer Kaffeetasse, mit einer sinnreichen Schrift in Bezug auf jene schöne, längst vergangene Zeit. Meine Collegen das Horn des Oberon. Laube die Carlsschüler, prächtig und geschmackvoll gebunden. Erzherzogin Sophie ein Armband. Erzherzog Franz eine Uhr mit Leuchter. Erzherzog Ludwig einen wunderschönen Präsentirteller ꝛc. ꝛc. — Es ist eine ganze Legion von Geschenken, und mein Zimmer hatte an jenem Tage das Aussehen eines Galanterieladens. Sie haben jetzt einen Begriff, was ich zu schreiben, zu laufen, zu denken hatte,

und doch bei meiner starken Beschäftigung, auch meine Pflicht als Schauspielerin nicht vernachlässigen durfte. Darum haben Sie Nachsicht, meine gute Schröder, daß dieser Brief später in Ihre Hände kommt, als mein Herz es so sehr wünscht. Die schrecklichen Ereignisse des Tages erfahren Sie durch die Zeitungen. Ein Mann, wie Bruck hat so endigen müssen! Welche Zeit! Ach! wie ist unser Frohsinn in Wien verloren gegangen.

„Jetzt leben Sie wohl, meine geliebte angebetete Collegin. Gott erhalte Sie noch lange Jahre. Kommen Sie noch einmal nach Wien, damit Sie sehen, welchen Ehrenplatz ich Ihrem lieben Bild gegeben habe, und bleiben Sie gut

„Ihrer Sie hochschätzenden und treuesten
Verehrerin und Collegin

Den 28. August 1860.

Amalie Haizinger."

„Meine liebe werthe Frau von Schröder.

„Sie würden mir einen sehr schlechten Gefallen erwiesen haben, wenn Sie den herzlichen Ton, der früher unter uns geherrscht, durch ein neues fremdes Wort verscheucht hätten; im Gegentheil dankt Ihnen mein Herz für den Freundestitel, den mir Ihr liebes Schreiben ertheilt, und den Sie mir hoffentlich für alle Zeiten bewahren werden.

„Sie, reine par le talent, Sie, die ich oft angestaunt, der ich mich damals in meiner Vaterstadt kaum zu nahen wagte im Gefühl meiner Unbedeutendheit; Sie haben mich nach und nach einer Aufmerksamkeit gewürdigt, Sie haben mir unvergeßliche Worte in mein Gedenkbuch geschrieben, Sie nennen mich endlich Ihre Freundin, — wie sollte es möglich sein, daß ein verändertes Lebensverhältniß, welches mir zufällig eine Grafenkrone octroyirt, eine Veränderung in unseren Beziehungen herbeiführen könnte? unmöglich! — Auch ich bin Aristokratin in der vollsten Bedeutung des Wortes, aber ich suche den Adel nicht im Wappenschild, sondern in der Gesinnung und Gott hat mir einen edlen Mann an die Seite gestellt, der eben so denkt wie ich, darum hoffe ich, wenn uns ein freundliches Geschick wieder einmal zusammenführt, Sie mich nicht anders apostrophiren wie früher die große Sophie die kleine Louise.

„Ihr Brief hat mir überaus viel Freude gemacht, nur wünsche ich, daß Sie ein Wort daraus entfernt hätten — welches Sie mir gegenüber nie gebrauchen dürfen. Sie sprechen von Dankbarkeit — wenn zwischen uns von Dank die Rede ist — so bin ich Ihre große Schuldnerin, denn ich danke Ihnen unauslöschliche Erinnerungen, die ich mir recht lebendig zu erhalten suche; so erst gestern,

als ich an einem stillen Abend mit Carl die „Medea" von Grillparzer las und ich ihm bei jeder Stelle beschrieb, wie Sie sie wiedergaben, daß es mir dabei kalt wurde und die Thränen in die Augen traten. Es ist etwas herrliches um die Kunst, wenn sie ausgeübt wird wie durch Sie! — Wie betrübt sieht es aber damit jetzt aus, — das ist ein unerschöpflich Capitel, über welches wir ein nächstes Mal verhandeln werden, für heute wollte ich Ihnen nur meinen herzlichsten Dank für Ihre Wünsche aussprechen, Ihnen die herzlichsten Empfehlungen meines Mannes schicken und die Versicherung unwandelbarer Verehrung

Ihrer Sie liebenden

Graz 1857.

Louise Schönfeld-Neumann."

Greifenstein ob Bonnland
den 27. Mai 1863.

„Geehrtester Herr!

„So eben sehe ich in der „Allgemeinen Zeitung" von einer ernsten Erkrankung Ihrer lieben, verehrten Mutter und eile zu fragen, wie es geht, meine innige Theilnahme auszusprechen und Sie zu bitten, mir wenn es Ihnen möglich, recht bald, nur in wenigen Worten eine Antwort zu gewähren.

„Der lieben Mutter meine herzlichsten Grüße, wie auch mein lieber Mann sich Ihnen Beiden freundlichst empfiehlt.

„Wie oft gedenke ich der schönen Stunden des 18. Mai, welche ich nie vergessen werde, und nenne mich Ihre hochachtungsvollst ergebene

Emilie von Gleichen,"
geb. von Schiller*).

„Verehrte Frau!

„Zürnen Sie mir nicht, daß ich es wage, Ihnen in beiliegenden Büchern ein kleines Erinnerungszeichen aufzudringen. Es wird mir ein schönes Gefühl sein, sie in Ihren Händen zu wissen. Der Roman taugt nicht viel, das thut aber nichts — Sie brauchen ihn nicht einmal zu lesen. Wenn Sie ihm nur in Ihrem Bücherschranke einen Platz gönnen, und Ihr Blick zuweilen auf den Einband fällt, so werden sie unwillkührlich erinnert, daß ein Mensch meines Namens existirt, der Sie zugleich unaussprechlich verehrt: und darnach strebe ich.

Leipzig, den 21. Juli 1834.

Carl Herloßsohn."

---

*) Frau von Gleichen, die Tochter Schiller's, war im Mai 1863 bei Gelegenheit der Enthüllung des Schillerdenkmals in München, wo Sophie Schröder dieselbe einlud und auf ihre Bitte „das Lied von der Glocke" vortrug. Der Brief ist an Hauptmann Schröder, den Sohn, gerichtet.

„Hochzuverehrende Frau!

„Der ergebenst Unterzeichnete hat die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß der in Leipzig seit einer Reihe von Jahren bestehende Schillerverein bei der heute, am fünfzigjährigen Todestage Schiller's veranstalteten Todtenfeier Sie als sein Ehrenmitglied sich beizugesellen gewünscht hat.

„Die darüber ausgefertigte Urkunde anbei überreichend, habe ich im Namen und Auftrag des Vorstandes dieses Vereines der Hoffnung Worte zu geben, daß Sie in Ihrem Kreise als ein Geistesgenosse des großen Schiller eine lange, ausgedehnte, segensreiche Wirksamkeit üben werden.

„Mit vorzüglicher Hochachtung

Leipzig, 9. Mai 1855.

Dr. Heinrich Wuttke."

„Beste Schröder!

„Nehmen Sie in diesen wenigen Zeilen meinen herzlichsten Glückwunsch zum Geburtstag, nebst der Bitte, diese Blumen nicht zu verschmähen, sie sind ein schwacher Beweis der Verehrung, die für Sie, werthe Frau, fühlt

Ihre Ergebene

München, 1. März 1866. Amalie

Gräfin Fugger-Kirchheim*)."

---

*) Ein Glückwunsch, der sich in jedem Jahre wiederholte.

„Die Weißenthurn war hier, um Ihnen eine glückliche Reise und glückliche Zukunft zu wünschen. Möge eine Frau, die den höchsten Gipfel der tragischen Kunst erreicht hat, von dort herab mit Ruhe in das bewegte Leben schauen, und endlich auch die Freuden des stillen Heerdes genießen, für die das, durch Zeit und Ereignisse geläuterte Gemüth so empfänglich ist. Gedenken Sie an die Frau, die diese Wünsche ausspricht, freundlich zurück und grüßen Sie mir Ihren, von mir sehr geachteten Sohn auf das herzlichste."

Wien, den 6. Mai 1839.

II. Abschnitt.

Abweichende Stimmen in der Beurtheilung des Kunstwerthes von Sophie Schröder.

Eine Erinnerungsschrift, dem Namen Sophie Schröder geweiht, darf sich der Aufgabe nicht entschlagen, auch derjenigen Stimmen zu gedenken, welche während ihres Lebens und Wirkens nicht in vollständiger Anerkennung ihrer Größe sich vernehmen ließen.

Es kommen hier selbstverständlich nur solche Stimmen in Betracht, welche einen Schatten in die Zukunft werfen, und berufen erscheinen könnten, ein Bild zu verdunkeln, welches der Nachwelt in verdientem Glanze zu übermachen wir als heilige Pflicht betrachten.

Wenn ein Geschichtsschreiber der dramatischen Kunst, oder Männer, bei welchen die Gegenwart Feinheit des Urtheils, kritischen Verstand und be-

rufsmäßige Autorität anzunehmen berechtigt ist, von der allgemeinen Anerkennung abweichen, so tritt diese Pflicht gebieterisch ein und entbindet von dem Bedenken auf persönliche Gegensätze der Meinungen einzugehen, welche nur allzuleicht, wie jede Polemik, der Mißdeutung unterliegt.

Es gibt keine Aeußerung im Kunstgebiete, die selbst in ihrem höchsten Ausdrucke, während des Wirkens des Künstlers, neben ehrender Anerkennung nicht auch hie und da von gegentheiliger Auffassung berührt würde. Oft ist es der Nachwelt erst vorbehalten, die ganze Größe des Genius zu ermessen, welcher ein Kunstwerk schuf. Leider bezieht sich dieß, seinem ganzen Umfange nach, nur auf die bildenden Künste, welche ihre Werke hinterlassen und die Dichtkunst, bei welcher der eherne Griffel Form und Gedanken der Nachwelt überliefert. Anders verhält es sich bei dem Berufe des Menschendarstellers. Seine Gebilde, gleich groß wie die des Bildners oder Malers in ihren Eigenschaften, und berufen dem Gedanken des dramatischen Dichters erst die Verkörperung und eigentliche Weihe zu verleihen, sie — entschwinden mit dem Augenblick, der sie geboren. Wohl ist dieser Augenblick ein großer und belohnender für den Darsteller. Keiner anderen Kunst ist es beschieden, so zündend in das Gemüth der Menschen einzuschlagen, Erhe-

bung und Begeisterung hervorzurufen, gleichwie Abscheu und Entsetzen und dem Auge die Thränen der Rührung zu entlocken, wie der Freude.

Das Verdienst, den Sturm in den Herzen der Menschen erregt und beschwichtigt, und eine Saat ausgestreut zu haben, welche, auf empfänglichem Boden, zu schöner Frucht erwachsen kann, gebührt nur dem Darsteller. Seinen Lohn nimmt er dahin in dem jubelnden Beifalle, mit welchem die Menge seiner magischen Gewalt huldigt. Nun aber — fällt der Vorhang — und damit entschwindet auch für immer die gelungenste seiner Schöpfungen. Nur in der Erinnerung der besseren Zeitgenossen erhalten sich die Bilder seiner schöpferischen Kraft bis — auch diese Zeugen dem Loose der Sterblichkeit verfallen sind.

So ist es also nichts um den Nachruhm, die Unsterblichkeit eines großen dramatischen Künstlers? — O, dennoch! — Die Annalen nennen seinen Namen: aber seine Gebilde treten nicht mehr in die Sinne und sind jedweder Deutung unterworfen. — Die Mitwelt des großen Künstlers hat also um so mehr die Pflicht, ihr Urtheil über denselben vollständig abzuschließen und sein Andenken fleckenlos der Nachwelt zu überliefern.

Wenden wir uns nun zu jenen Stimmen, deren Bedeutung oben anerkannt wurde.

Eduard Devrient berichtet in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst, III. Band, S. 343 u. s. w. in folgender Weise über Sophie Schröder:

„Daß diese alte Schulstätte (Hamburg) der Natürlichkeitsrichtung getreu blieb, daß, wie in Berlin und Wien, das bürgerliche Stück fort und fort in Hamburg die gediegenste Darstellung fand und Schröders Geist sich darin am fühlbarsten erhielt, kann uns nicht wundern. Aber die Schauspielkunst säumte auch hier nicht, sich in all' der Kraft und Gesundheit, welche die Naturtreue ihr gab, dem neuen idealen Aufschwunge anzuschließen.

„Sophie Schröder war davon das glänzendste Beispiel.

„Alle Vorzüge der bisherigen Periode, die sinnliche Lebenswärme, tiefe Innigkeit und überwältigende Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks, verloren bei dieser merkwürdigen Frau durch die gemessenen Formen nicht das Geringste von ihrer Frische und Unmittelbarkeit. Hinreißend im Sturm der Zärtlichkeit, erschütternd im Schmerze, wahrhaft schrecken- und grauenerregend im Zorn, Haß und Verachtung, hatte sie gleichwohl in der Recitation der Verse eine Würde, Anmuth und Flüssigkeit erworben, die kein Zögling der Weimar'schen Schule erreichte. Freilich war sie dabei von Sprachorganen

und einer Stimme unterstützt, welche an Kraft und Weichheit, Umfang und Biegsamkeit alle Forderungen beschämte, aber ihr Geberden- und Mienenspiel war nicht weniger mächtig, obschon die etwas vollen Formen ihrer untersetzten Gestalt dem Adel ihrer Haltung und Bewegungen nicht günstig waren und ihr Mienenspiel, wenn gleich von dem gewaltigen Blick des schönen Auges unterstützt, den etwas unedlen Ausdruck des breiten Mundes zu überwinden hatte.

„Sophie Schröder ist für diesen Entwickelungsmoment der Kunst darum höchst merkwürdig, weil sie das Ziel der Weimar'schen Schule auf dem Wege der Hamburg'schen erreichte. Sie war in der Periode der Reife und Harmonie ihrer Ausbildung, gerade im poetisch-rhetorischen Rollenfache, als Iphigenia, Phädra, Isabella u. s. w. unübertrefflich, und doch war in ihr die Schauspielkunst nicht zur Dienerin des literarischen Fortschrittes geworden, sondern hatte sich der neuen Aufgaben völlig selbstständig bemächtigt. Ihr that die ideale Form keinen Zwang an, sie war ihr wirklich zur andern Natur geworden und hierin bezeichnet Sophie Schröder — verglichen mit Fleck, Iffland und Frau Unzelmann — schon einen entschiedenen Fortschritt in der Kunst."

Mit dieser Anerkennung der größten Kunsthöhe, welche einem Darsteller in Deutschland und auch wohl überall zu erreichen vergönnt ist, hat E. Devrient nur der strengsten Wahrheit gehuldigt. Denn einer zur Natur gewordenen Kunst den erhabensten Ausdruck verliehen zu haben, ist die höchste Anforderung, welche überhaupt an den Darsteller gemacht werden kann; und dieser hatte Sophie Schröder, nach dem einstimmigen Urtheil der Besten ihrer Zeit, auf das Vollständigste genügt.

In einer Anmerkung erklärt aber E. Devrient, daß die Unübertrefflichkeit ihrer Ausbildung nur bis in die zwanziger Jahre gereicht habe, „von wo ab der Meisterin dann das reine edle Maaß in ihren Schöpfungen merklich verloren ging."

Im vierten Bande der „Deutschen Schauspielkunst" versucht Eduard Devrient seinen obigen Ausspruch in Folgendem (Pag. 167) zu begründen. Er sagt:

„Merkwürdig, daß gerade im Wiener Burgtheater, wo das bürgerliche Stück und das Lustspiel noch immer in einer Vollendung anmuthiger Natürlichkeit gespielt wurde, und unter Schreivogel's Augen, im ernsten Drama der Deklamationseffect des gedehnten Crescendo sich zu bilden begann, welcher wegen seiner wohlerprobten Wirk-

samkeit bis in die neueste Zeit ausgebildet und verbreitet worden ist.

„Der Anlaß dazu ist wohl Sophie Schröder zuzuschreiben, welcher es in der zweiten Hälfte ihrer Laufbahn, wie Eslair, oder wie fast allen Meistern in allen Künsten erging, daß ihre schönsten Effecte zuletzt zur Manier ausarteten. Nun lehrt leider die Erfahrung, daß das Publicum den Virtuosen erst dann auf die höchste Woge des Beifalls hebt, sobald er anfängt manierirt zu werden, weil das wahrhaft Schöne, anspruchslos Natürliche bei Weitem nicht so sehr zum Beifall reizt, als die über die Natur hinaus, auf starken Reiz und Effect gehende Manier, in deren deutliche Aufforderung zum Beifall sich auch das Publicum viel bequemer zurecht findet. So verlockte denn auch die stürmische Bewunderung, welche Sophie Schröder in Wien erwarb, ihre Kunstgenossen zur Nachahmung.

„Bei so kräftigen und lebenswarmen Talenten nun, wie Sophie Schröder, Anschütz, Kunst, Rott, Sophie Müller, einem so sinnlichen und gemüthvollen Publicum gegenüber, unterschied sich diese Declamationsmanier von dem kalten, förmlichen und monotonen Charakter, der sich von Weimar aus verbreitet hatte; in Wien bekam sie wär-

mere Accente und einen empfindungsvoll genialen Tonfall.

„Man wußte sich sehr viel damit, daß man die vornehme, imponirende Prätension von kalter griechischer Idealität verschmähte, aber man verfiel statt dessen in eine Koketterie mit dem Ausdruck von Gemüthswärme, Innigkeit und Leidenschaft.

„Die Wiener Manier jagte vielmehr dem Beifall nach als die Weimar'sche, sie war populär, dem Geschmack der Massen schmeichelnd, während jene ursprünglich sich gelehrt und aristokratisch geberdete. Die Wiener Manier baut den Vortrag der Sentenzen, Maximen und lyrischen Ergüsse der modernen Tragödie so effectvoll auf, und gipfelt sie so geschickt zum Beifallssignal, daß sie die Darstellung zu einem Virtuosenconcert, von sogenannten schönen Stellen macht, von brillanten Momenten, deren recht viele hervorzubringen für ein Zeugniß künstlerischer Trefflichkeit gilt, weil es eine eben so große Anzahl von Applausen einträgt. Das Publicum „immer zufrieden, wenn es nur gereizt wird" nimmt eine Reihe von rhetorischen Kunststücken willig anstatt dessen an, was es von der Kunst der Menschendarstellung eigentlich zu fordern hätte. Zufrieden, wenn ihm Beifall abgelockt, mißt es seltsamer Weise, nach dem Maße des eigenen Beifalls — den es bei ruhiger Ueber-

legung oft wieder zurücknehmen möchte — den Werth der Kunstleistung. Diesen Beifall aber lockte die Wiener Declamationsmanier besonders durch ein Mittel hervor, das noch von Iffland datirt: Die Dehnung nämlich.

„Die Sache ist genauerer Erörterung werth. Es ist natürlich, daß der Sprechende, wenn er in seinen Reden etwas hervorzuheben hat, auch seine Stimme erhebt, den Ausdruck steigert, wenn er zu Ende der Rede mit einem bestimmten summarischen Eindruck abschließen will. Erregung des Gefühles dabei, Begeisterung, leidenschaftliche Bewegung gar, werden eine noch größere und äußerste Steigerung hervorbringen. Gewöhnlich nun wird die Rede dadurch befeuert, beschleunigt werden, oft bis zum Sturm der Eile und des Ueberstürzens der Worte. Auf dies Naturmotiv gestützt, überboten von jeher die Schauspieler, um Effect zu machen, oft ihre Stimme bis zum Ueberschreien, die Befeuerung der Rede bis zur künstlichen, athemlosen Geschwindigkeit und Krafterschöpfung; wie Lessing es in der Dramaturgie rügt.

„Iffland aber, dessen mangelhafte Begabung für das Trauerspiel ihn zur Erfindung so mancher Auskunftsmittel trieb, vermochte dieser Verwöhnung der Darsteller wie des Publicums nur ein Extrem entgegen zu stellen, um Eindruck zu machen. Seine

Kurzathmigkeit ließ die leidenschaftliche Beschleunigung der Rede nicht zu, so verfiel er auf ihre Dehnung. In der Wirklichkeit wird die Rede in solchen Stimmungen, in denen der Sprecher selbst hingerissen ist, nicht gedehnt, gleichviel! Iffland wußte, daß das Publicum immer zufrieden ist, wenn es nur gereizt wird, daß Eiseskälte ebensowohl auf den menschlichen Organismus reagirt, als Gluthitze und steigerte also seinen Vortrag da, durch Dehnungen, wo dies bisher in Beflügelung der Worte gesucht worden war. Der Erfolg war derselbe: Applaus.

Auch hierin war der Nachtheil seines Beispiels dauernder gewesen als der Nutzen seiner Lehren. Nicht als ein Auskunftsmittel hatte Sophie Schröder den Effect der Dehnung sich angeeignet, sondern zur Bereicherung des Arsenals ihrer hinreißenden rhetorischen Wirkungen; verführte aber die Gewalt ihrer Stimme dabei schon zur Nachahmung, so hatte man auch sehr bald ausgefunden, daß die Dehnung der Effectstellen ungleich weniger Kraftaufwand erfordert, als die Beschleunigung, und daß die Wirkung gleichwohl unfehlbar. Viel sicherer als durch natürliche Erwärmung des Vortrages wird das Publicum durch dessen Breiterwerden darauf vorbereitet, daß es jetzt aufmerken solle: es kommt ein Effect, der nun den Ohren

sich eben so gewiß aufdrängt, wie auf einem Bilde dem Auge der breite Pinselstrich einer outrirten Lichtwirkung. Ja, gilt es den Schluß einer Rede zu steigern, so wächst die Dehnung immer mehr, die Wörter werden immer gewichtiger, jede Sylbe wird schwerer als die andere, der Ton steigt immer höher — immer breiter — bis endlich — das Schlußwort centnerschwer hinabstürzt und den Einschlag des Beifalls, durch diese unwillkürliche acustische Reizung herbeiführt.

„Bei diesem Seiltänzermanöver sieht die Menge den rhetorischen Equilibristen das Seil hinaufgehen, die Fahne immer breiter und breiter ausschwingen, mit dem letzten breitesten Auswehen hinwerfen, das Kunststück ist zu Ende, der Triumphator steht oben — welches Publicum klatschte da nicht in die Hände.

„Eine Analogie dieses Effectes findet sich in der neueren Musik; Beethoven kann für dessen Erfinder gelten: Das Breiterwerden des Rhythmus, in Verdoppelung des Notenwerthes beim Crescendo, gehört zu seinen schönsten Wirkungen. Daß sie in der neuen Oper verwendet worden ist, ist natürlich, in der Redekunst steht sie als ein Operneffect da.

„So hatte die pathetische Declamation in Wien eine sinnlich-gemüthliche Schminke bekommen, war jedoch dadurch um nichts natürlicher und lebendiger geworden.“

Wir bemerken, daß Ed. Devrient seine im III. Bande ausgesprochene Behauptung „Sophie Schröder habe in den zwanziger Jahren das reine edle Maß ihrer Darstellungen verloren", erst im IV. Bande, welcher zwölf Jahre später erschien, zu begründen versuchte.

Und hier übernimmt er, der Einleitung zu Folge, die persönliche Verantwortung seiner Urtheile, insofern „er nun selbst eingegriffen und aus persönlicher Erfahrung sprechen könne".

Im III. Bande wird der Künstlerin zugestanden, daß sie das Höchste erreicht habe, was überhaupt die darstellende Kunst erreichen kann, die Stufe nämlich: einer zur Natur gewordenen Kunst, den höchsten Ausdruck verliehen zu haben. Leider aber nur bis in die zwanziger Jahre! — Und warum dieses? — Aus der verwerflichen Sucht nach Applaus! — Nun gehörte aber Sophie Schröder keiner Schule an, ebensowenig der Hamburg F. L. Schröder'schen, noch der Weimar-Goethe'schen. Sie hatte die Kunst eine ideale Dichtung, mit der ewigen Wahrheit der Natur verschmolzen zur Anschauung zu bringen, in sich selbst gefunden und ausgebildet. Sie war der Typus, die Schule selbst, die Regel geworden. Der höchste Ausdruck ihrer Kunst blieb freilich nur ihr allein vorbehalten, da er sich auf die reichen Gaben stützte,

womit die Natur sie ausgestattet hatte. Ist es aber denkbar, daß eine Frau von großem Verstande, die in vollem Selbstbewußtsein einen Weg gesucht und gefunden, der sich ihr als der einzig richtige erwies, denselben, kaum entdeckt, verlassen haben sollte, und noch dazu aus keinem anderen Grunde, als des Applauses halber? — — Des Applauses?! — — In welcher Phase ihres Lebens hätte Sophie Schröder des Applauses der Menge und des Beifalls der Kenner entbehrt? — Nein, hier fällt offenbar das Motiv zu einem verbrecherischen Thun hinweg. Sophie Schröder brauchte solche Mittel nicht und würde nie das Höchste, was in ihrer Erscheinung lag, entwürdigt haben. Nie hat wohl ein Darsteller so wenig den Beifall gesucht als sie. Betrat sie die Bretter, so gehörte sie nur ihrem Genius an, ein Publicum war für sie nicht vorhanden. Sie spielte ihre Rollen nicht, sondern sie erschuf die Gebilde des Dichters, verlieh ihnen die Pulse des Lebens, ihren Reden, ihrem Thun den Stempel der Wahrheit und identificirte sich so mit dem Wesen des Darzustellenden, daß sie völlig darin aufging. Wohl bewußt war sie sich ihrer schweren und verantwortlichen Aufgabe. Bei jeder neuen Rolle, oder dem Erscheinen vor einem fremden Publicum fühlte sie sich befangen und von heiliger Scheu ergriffen; deren sie sich nur nach

der ersten Scene entäußern konnte, wo die Begeisterung vollständig ihr Wesen durchdrungen hatte, nun aber auch alles belebte und verherrlichte, was sie erschuf. Sie war eine ernste und treue Priesterin ihrer Kunst von dem Augenblicke an, wo sie dieselbe auf den höchst erreichbaren Gipfel geführt hatte, bis zum letzten Hauche ihres Lebens. Niemand hat die spätere Entartung der Kunst schärfer erkannt und bitterer beklagt als sie — hatte sie doch umsonst gelebt, da es ihr nicht vergönnt war eine Schule zu hinterlassen. Und vielleicht wäre dieses unschätzbare Vermächtniß zu erreichen gewesen, da der großen Frau, nach ihrem Scheiden von der Bühne noch eine lange Lebensfrist verstattet wurde, während welcher sie als Lehrerin hätte wirken können.

Daß die große Erscheinung einer Schröder und die stürmische Anerkennung, welche ihrer hohen Kunst im gesammten Deutschland entgegengetragen wurde, zur Nacheiferung anregte, ist eben so natürlich als verdienstlich. Es ist aber eine eigene Sache um die Nachahmung. Mit Hand und Pinsel und Farben kann jeder dem Raphael nachstreben, mit dem Meißel Buonarotti.

In beiden Fällen wird die gute Absicht bei dem berechtigt Strebenden nicht ohne Vortheil bleiben, wenn keiner auch die Meister erreicht.

Bei der Schauspielkunst führt das Nachstreben und Nachahmen größere Gefahren im Geleite. Der Berufene wird immer große Vortheile aus dem Beispiele ziehen, während die Unberufenen, und diese bilden leider die Mehrzahl, indem sie den Geist nicht auffassen, an die Form sich klammern, die unter solchen Händen zur Carikatur entwürdigt wird. Daß Sophie Schröder viel solcher Nachahmer gefunden hat, ist gewiß, und eben so gewiß als traurig ist die Thatsache, daß die Fratze den Beifall des großen Publicums auch gewinnt. Die wahre Kunst ist immer selten und wird leicht von der Masse vergessen, während jene, nur selten bestritten, zu allen Zeiten sich erhalten konnte.

Wer wird der Wahrheit einen Vorwurf machen, wenn der Mund des Lügners sie entstellt? — Wer der hohen Meisterin die Schuld aufbürden, für Sünden ihrer Nachahmer? — Sie ist jedenfalls von jeder Schwäche und Verirrung frei geblieben.

In eben der Zeit, in welche Ed. Devrient die zweite Periode des Kunstwirkens von Sophie Schröder verlegt, hatte Ludwig Tieck ein herabsetzendes Urtheil über die Künstlerin ergehen lassen. Ludwig Tieck war aber damals eine so anerkannte dramaturgische Größe, daß nur wenige junge Schriftsteller sich seinem Einflusse zu entziehen vermochten. Jetzt freilich stehen die Sachen anders

und Tieck's Bedeutung ist auf seinen richtigen Werth zurückgeführt worden.

„Julian Schmidt bemerkt im zweiten Bande seiner „Geschichte der deutschen Literatur:" „Auffallend ist es, daß Tieck für die großen Erscheinungen seiner Zeit keinen Sinn hatte."

Um dem mißliebigen Urtheil Tieck's über Sophie Schröder die Spitze abzubrechen, mag hier eine Bemerkung aus dem Tagebuch meines Vaters F. L. Schmidt, des berühmten hamburgischen Schauspieldirectors und Dramaturgen Platz finden.

„Am 17. Juli 1826 stellte Sophie Schröder die Sappho auf unserer Bühne dar. Mir schien, als könnte ein Talent nicht höher ausgebildet werden. Daß die Kritik (zumal wenn sie tadeln will) deßohngeachtet Fehler nachweisen könne, räume ich gern ein, da bekanntlich nichts Vollkommnes unter'm Mond ist; aber sie, wie Tieck gethan hat „einer grellen Manier zu beschuldigen, und daß sie dazu beigetragen habe, die Bühne zu verschlimmern" ist wohl das Härteste und Ungerechteste, was je ein Kunstrichter ausgesprochen hat. Wenn ein Talent, ein Genius der Schröder die Bühne verschlimmert: so fasset Muth ihr Pseudokünstler von A bis Z, die ihr piepst und paut und miaut, ihr könnt — wenig-

stens nichts Schlimmeres thun als die Kunst verschlimmern."

Diesem Ausspruch eines erprobten Fachmannes aus Hamburg mag ein lyrischer Erguß des berühmten Archäologen und Aestetikers Hofrath C. A. Böttiger in Dresden folgen:

An Sophie Schröder, die vielgestaltende Bühnenkünstlerin, die einfache deutsche Frau,

nachdem sie uns Johanna, Cleopatra, Lady Macbeth und Medea in Wahrheit und hoher Anmuth dargestellt hatte, und mir auch in der Antiken-Gallerie ein angenehmer Besuch gewesen war.

Was würdest Du aus unsern Marmorsälen,
Du in der Bühnenplastik große Frau Dir wählen?
Ist's jener Kopf der Niobe,
In dem kein Schmerz der Schönheit Reiz bezwingt?
Ist's die Athenerin in zierlichem Gewande
Dort in der Doppeltunika,
An deren malerisch gebognem Rande
Dein Blick der Schönheit Wellenlinie sah?
Ist's Pallas dort, an die Athen einst glaubte,
Im Schuppenpanzer mit Gorgonen-Haupte?
Ich seh's, Du mußt ob dieser Frage lachen.
Was sollt ich, scherzest Du, mit allen diesen Sachen
In meinem kleinen Zimmer machen?
Und Du hast Recht. Denn Du vereinst in Dir
Der Marmorbilder Geist und hohe Zier.
Und was wir in den Marmorbildern seh'n,
Wir seh'ns in Dir verkörpert vor uns stehn!

Du warst mehr als Minervens Marmorbild,
Du warst Johanna uns im Helm und Schild!
Als Syriens Königin Cleopatra
Standst Du als Rachegöttin herrlich da,
Verachtend der Gefallsucht Künste, frugest
Du nichts nach Doppeltunika und Putz,
Du trugst den Purpur einer Welt zu Trutz.
Du rührst in Agrippinens herben Schmerzen
Mehr als die Schmerzenmutter Niobe, die Herzen
Du malst in Deinem sprechenden Gesicht
Die Leidenschaft beredter, als der Marmor spricht.

Vergiß in selbsterschaffener Bilder Schöne
Vergiß, o! Freundin, nicht den Antiquar
Und komm, wo seine Marmorbilder prangen,
Zu ihm aus Deiner stolzen Kaiserstadt
Recht bald zurück. Wer stillet das Verlangen,
Wenn uns Melpomene mit Sehnsucht hat umfangen.
Im Geist, versteht sich. Denn der Körper hat
Bei solcher Schau im Aug' und Ohr nur That.

Dresden, den 6. September 1817.

Carl August Böttiger.

Das Angeführte mag genügen um das Urtheil Tieck's über Sophie Schröder an dem Ausspruche bewährter Kunstrichter scheitern zu machen. Sophie Schröder kann die Ungunst desselben um so leichter tragen, da sie dieselbe mit den größten Erscheinungen unserer Zeit theilte. Die Herabsetzung Schillers zieht sich durch das gesammt schriftstellerische Wirken Tiecks hin. Es hat dies nicht verhindern können, daß ein, durch

ihn erhobenes, dankbares Vaterland, ihm ehrende Standbilder errichtete.

Es dürfte unseren Lesern nicht uninteressant erscheinen, an dieser Stelle einen Mann zu hören, dem gewiß Niemand die Competenz absprechen wird, den Niemand der Parteilichkeit beschuldigen kann. Heinrich Anschütz, selbst einer der bedeutendsten Künstler, die das deutsche Theater sein eigen nannte, gedenkt der Schröder in seinen hinterlassenen Memoiren bei Gelegenheit seines ersten Wiener Gastspieles (Seite 207) indem er ausruft:

„Ehrwürdige Collegin, Du größte Meisterin deutscher tragischer Kunst, wenn Dich diese Blätter noch unter den Lebenden antreffen, so nimm den Zoll aufrichtiger Verehrung freundlich hin, den Dir hier ein redlich Mit- und Nachstrebender aus voller Seele darbringt. Wer Dich nicht gekannt hat in den Jahren Deiner Kraft und Deiner künstlerischen Entfaltung, der wird sich kaum ein vollständiges Urtheil bilden können über den Höhepunkt und die möglichen Grenzen tragischer Darstellung. Wer Dich aber gekannt hat, der neigt sich vor Dir ohne Neid und Eifersucht mit dem Bekenntniß: Bis hieher muß der Genius der Kunst dringen, aber er kann auch nie mehr erringen.

„Nachdem ich Sophie Schröder bereits als Elvira, Milfort, Sappho, Fürstin Isabella kennen und bewundern gelernt hatte, schien sie mir alle vorhergegangenen Genüsse durch Iphigenie verdunkeln zu wollen. In dieser Gestalt lag eine Weihe, Größe, Klarheit und Ruhe, die den Darsteller an ihrer Seite völlig bezauberte, und man hatte Mühe, über dem Zuhören nicht auf die eigene Leistung zu vergessen.

„Das Publicum folgte der ganzen Vorstellung mit fast andächtiger Aufmerksamkeit." Es geschieht unserer Gefeierten mehrfach Erwähnung in diesem vorzüglichen Werke. Wir beschränken uns nur noch auf ein für uns sehr wichtiges Citat (Seite 392).

„Vierthalb Jahre waren seitdem verstrichen, (seit Sophie Schröder Wien verlassen,) und die nunmehrige k. bairische Hofschauspielerin bewarb sich um ein Gastspiel am Hofburgtheater. Die Zeit heilt die tiefsten Wunden. Der Unmuth über den damaligen Schritt der großen Künstlerin war verraucht und nur die Erinnerung an das, was sie in Wien geleistet und was man mit ihr verloren hatte, lebte unvergessen fort. Dieser glänzenden Erinnerung und der Ueberzeugung, daß man von der gefeierten Tragödin die höchsten Genüsse zu erwarten

habe, war es zu danken, daß sich der in ähnlichen Fällen unerbittliche Kaiser Franz zu der Genehmigung des Gastspiels mit den Worten bewegen ließ: „Na ja, wann's die Schröder is, so laßt sie kommen!"

„Mitte März eröffnete Sophie Schröder dieses Gastspiel, welches sich über zwei Monate ausdehnte. Von dem Jubel des Publicums bei ihrem ersten Erscheinen habe ich bereits Erwähnung gethan. Der Kaiser selbst war gekommen, um sich an der enthusiastischen Begrüßung zu betheiligen.

„Sophie Schröder feierte ein neues Siegesfest. In diesem Gastspiele führte sie den Wienern noch einmal fast das ganze Repertoir vor, das ihren Namen durch Deutschland getragen hatte.

„Im Frühjahre 1833 genoß man diese Kunstleistungen noch völlig unverändert; die Zeit hatte noch nichts daran verwischt und dieser Eindruck war auch der maßgebende, als die Künstlerin nach dem Tode des Kaisers zu einem abermaligen Gastspiele eingeladen wurde, dem ihr Wiedereintritt in den Verband des Burgtheaters, leider nur für wenige Jahre, folgte."

Zum Schluß wollen wir noch eines Nachrufes gedenken, den Heinrich Laube der vom Leben geschiedenen Künstlerin in der Wiener „Neuen freien Presse" gewidmet hat. Dieser Nachruf, widerlegt vollständig die Anschuldigungen einer grellen Manier und eines verderblichen Einflusses auf die Schauspielkunst. Leider war es Laube nur vergönnt, die Meisterin in einer Rolle zu sehen und aus dieser, so wie den Ergebnissen persönlicher Bekanntschaft das classische ihrer Leistungen, wie er glaubte, abgränzen zu müssen. Indem wir nun die Mittheilung des Nachrufes geben, werden wir diese Abgränzung aus reicher Erfahrung zu erweitern versuchen.

„Sophie Schröder!

„Was war nun, fragen wir im Hinblick auf dies lange reiche Leben, was war nun der Grundcharakter ihrer Kunst und wodurch ist sie für uns die große Schauspielerin geworden? Ihr Grundcharakter war schwerer Ernst, und durch den Vortrag in erster Linie ist sie die größte Schauspielerin geworden. Ihr Organ war sonor, ihr Accent rein, ihre Eintheilung der Rede meisterhaft. Sie stammte aus der guten Zeit, welche gespannten Sinnes eine neue Literatur aufnahm, welche jedes schöne

Wort begrüßte, welche die Bedeutung eines jeden Wortes genau würdigte. Eine solche Zeit spricht in ihrer Redekunst so klar als möglich, sie sucht für jede Wendung des Satzes den entsprechenden Ton. Sie stammte ferner aus einer Zeit, welche neben der ideal auffliegenden Literatur doch in der Schauspielschule von Schröder und Iffland einen realen technischen Boden hatte. Diesen Boden durften damalige Schauspieler nicht leicht verlassen in unverstandener Ueberschwänglichkeit. Leute, wie Schröder und Iffland verlangten auch für die Ueberschwänglichkeit Erklärung, Motivirung und stufenweisen Gang. Aus diesen Einflüssen ist Sophie Schröder in ihrem Schauspielcharakter hervorgegangen. Dieser Charakter war nicht blos ideal, wie jetzt oft behauptet wird; er ruhte auf einer sehr realen technischen Grundlage; er holte sich gar manche Begründung oder Ausschmückung vom realen Felde. Die nächste Frage ist: War sie nur declamirend, oder war sie zu sehr declamirend, wie ihr neuerdings nachgesagt wird? Die letzte Frage wird sein: Hatte sie Leidenschaft genug? Entwickelte sie Schönheit genug? Ich erinnere mich ihrer Isabella ganz deutlich und ich muß sagen: ihre Declamation drängte sich nicht vor, löste sich nicht ab vom dramatischen Charakter. Sie sprach schön, sie sprach — man empfand es

wohl — mit Bewußtsein, daß die Art des Sprechens eine Hauptsache sei, aber sie hielt die Verbindung mit dem dramatischen Gedanken und Gang unzweifelhaft fest, sie sprach dramatisch schön. Die große Rede im ersten Act der „Braut von Messina" hätte vielleicht noch mannigfaltiger sein können; es blieb vielleicht zu wünschen übrig, daß noch ein starker Puls geistiger Lebhaftigkeit hervorträte, aber diese Wünsche entstanden wohl nur, weil man einer solchen Künstlerin gegenüber alle ersinnlichen Anforderungen stellt. Im letzten Akt, bei dem Schrei: „Es ist mein Sohn!" vergaß man alle diese fragenden Verlangnisse. Dieser Schrei, allerdings rhetorisch vorbereitet, war nicht bloß rhetorisch, er enthüllte die ganze Macht des dramatischen Moments. Ich ging aus dem Theater mit dem zweifelfreien Gedanken eine classische Darstellerin der Isabella gesehen zu haben. Nur anfangs hatte ich bedauert, daß ihr nicht eine stattlichere äußere Erscheinung verliehen war. Das Bedauern war indessen nicht lebhaft gewesen, und wurde bald völlig vergessen. Hatte sie Leidenschaft genug? Die Darstellung der Isabella gibt wohl Anhalt zur Beantwortung dieser Frage, aber doch nur Anhalt. Mit diesem Anhalt würde ich mir zu sagen getrauen: Ja, sie hatte Leidenschaft genug. Ihre persönliche Bekanntschaft gibt mir weitere Anhaltspunkte mehr-

facher Art. Sie war eine tief ernsthafte, strenge Natur und hat mich in ihren Aeußerungen wohl an puritanische Leidenschaften aus Cromwells Nähe erinnert. Nicht an die Leidenschaft des Südens, wohl aber an die schonungslos leidenschaftlichen Ausbrüche der Nordlandsrecken. Das beliebte Schlagwort älterer Leute heißt „dämonisch“, wenn sie von diesen Schröder'schen Ausbrüchen sprechen. Ich glaube, sie haben nicht ganz Unrecht, aber kaum ganz Recht. Wir suchen im „Dämonischen“ ein gutes Theil wilder Phantasie, weltstürmenden, völlig unabhängigen Gedankens. Den gerade hab' ich nie wahrgenommen in ihr; ich habe sie nie gedankenreich, nie ungestüm und dreist in der Gedankenwelt gefunden. Ihre Kraft war die „eines starken Willens, mächtiger unnahbarer Entschlüsse“. In diesem Bereich werden sich auch ihre stärksten Rollen finden, und man spricht gewiß mit Fug und Recht von ihrer außerordentlichen Lady Macbeth. Eine rationell erwachsende Leidenschaft besaß sie gewiß in starkem Grade. Desgleichen die Leidenschaft eines herben, ja harten Naturells. Schwerlich die einer warmen Gluth. Und nun endlich: Besaß sie Schönheit genug? Man wird die Frage nicht mißverstehen, und an die bloß äußerliche Schönheit der Erscheinung denken. Diese besaß sie bekanntlich nicht. Sie war klein, und mehr robust als schön gebaut.

Auch im Antlitz waren starke Knochen und eine kurze Nase dem schönen Eindruck nicht förderlich. Das alles hindert nicht im ganzen, und namentlich in der Bewegung des Körpers, ästhetisch schön zu wirken. Das vermochte sie. Sie hatte eine so lange, so mannichfache und so gründliche Schule durchgemacht, daß ihr volles Ebenmaß der Haltung und des körperlichen Ausdrucks ganz und gar zu eigen war. Alle Schilderungen ihrer antiken Rollen stimmen darin überein, und ihre Isabella hat es mir in allen Richtungen bestätigt. Was die Schönheit in äußerlicher Bedeutung betrifft, in der Bedeutung, daß die bloße Erscheinung gewinnend und liebenswürdig sei, darüber ist sie selbst bei Zeiten streng gegen sich gewesen im eigenen Zutrauen. Das alte Soufflirbuch des „goldenen Vließes" in der Abtheilung „die Argonauten" hat mir darüber einen merkwürdigen Aufschluß gegeben. In diesen „Argonauten" ist vielfach von dem, wenn auch wilden, Mädchenreize der Medea die Rede, in den Liebesscenen mit Jason. Mit Schrecken sah ich, daß all' das gestrichen war. Was auf Medea's Liebreiz nur irgend hindeutete, war ausgelöscht. Das hatte Sophie Schröder nicht passend erachtet für sich. Es blieb nun freilich unklar, auf Kosten der Dichtung, woher denn wohl die Neigung Jasons stammte; aber die Darstellerin der

Medea war nun gesichert, daß man ihr nichts von einer Liebhaberin zutrauen durfte. Sie war damals vierzig Jahre alt, und spielte noch zahlreiche tragische Liebhaberinnen. Man sieht hieraus, daß sie bei Zeiten, wo es irgend anging, den Schönheitsprädikaten auswich. Ich habe deshalb gewiß auch in ihrem Sinn gesagt, daß ihre volle und reine Größe erst begann, als sie zum Fache der Heldin und Heldenmutter überging. Hier konnte sich von ihrem durchwegs strengen Naturell alles vollständig geltend machen, hier konnte die seltene große Schauspielerin entstehen. Das ist sie gewesen. Das ergibt sich für mich schon aus den geringen Erfahrungen, welche ich persönlich von ihrer Darstellung gewonnen habe. Das Wesen einer Heroine erschien in ihr echt und natürlich und hoch erhoben durch ihre Darstellungskunst. Eine Anzahl ihrer strengen Rollen wird in unserer Theatergeschichte immer Schröderisch genannt werden, und Schröderisch wird so viel bedeuten, als classisch. In ihrem eigentlichen Fache steht sie unerreicht und einzig da, ein Vorbild für die deutsche Schauspielerwelt."

Wenden wir uns zunächst zu den leichteren Ausstellungen, denen zufolge Sophie Schröder schon im vierzigsten Jahre den „Schönheitsprädikaten" auswich, indem sie in Grillparzers

Trilogie, in der Abtheilung „die Argonauten“ alle Beziehungen, die auf die Mädchenreize Medea's deuteten, auf Kosten der Dichtung fortließ. Ist dies der Fall gewesen, so bewies sie damit eine seltene Umsicht und Bescheidenheit. Um so mehr tritt dies hervor, wenn man die Wahrheit erfaßt, daß Sophie Schröder im vierzigsten Jahre keineswegs des weiblichen Liebreizes entbehrte. Mit dem Wegfallen einiger Andeutung auf Schönheit und Jugend dürfte wohl schwerlich Unklarheit in die Dichtung gekommen sein, da Jasons Verhältniß zur Medea sich wesentlich auf Dankbarkeit gründete.

Wohl aber kannte die Künstlerin ihr deutsches Publicum, das pedantisch nachrechnet, wie alt Medea wohl gewesen sein könnte, als ihr Liebesverhältniß zu Jason begann. Wenn Engländer, Italiener, Franzosen um eine vollendete Darstellung zu bewundern, — die ja nimmer von der Jugend geboten werden kann, die Jahre des Darstellers nicht zählen, so beweisen sie dadurch, daß wir noch von ihnen zu lernen haben. Wir sahen die Mars noch mit sechzig Jahren Liebhaberinnen von achtzehn spielen und wie wir uns selbst überzeugten hinreißend, zum Entzücken des Publikums. Die Schröder wollte aber die Illusion ihres kritischen Publicums nicht stören und übte eine Entsagung

weiblicher Eitelkeit, welche wohl schwerlich jemals so subtil von einer Schauspielerin geübt worden ist, und ferner geübt werden wird.

Laube's Frage „hatte sie Leidenschaft genug?“ wird von ihm mit „Ja!“ beantwortet, jedoch soll diese nicht erinnern an die Leidenschaft des Südens, wohl aber an die schonungslos leidenschaftlichen Ausbrüche der Nordlandsrecken.

„Eine rationel erwachsende Leidenschaft besaß sie gewiß in starkem Grade. Desgleichen die Leidenschaft eines herben, ja harten Naturells. Schwerlich die einer warmen Gluth.“ — Nach dieser Bestimmung läßt Laube ihre volle, reine Größe erst beginnen, als sie zum Fache der Heldin und Heldenmutter überging.

Eduard Devrient reicht Sophie Schröder nur die Palme der Vollendung bis in die zwanziger Jahre.

Heinrich Laube gesteht in einem von ihm abgegränzten Bereiche, der Künstlerin gerade in der zweiten Hälfte ihres Wirkens, den Namen einer seltenen großen, classischen Schauspielerin zu, „die unerreicht und einzig dasteht, ein Vorbild für die deutsche Schauspielerwelt.“

Den unbefangenen Nachkommen dürfte es schwerlich vorbehalten sein, den Widerspruch obiger Autoritäten auszugleichen.

Erklärlich wird es aber, wenn wir annehmen, daß Sophie Schröder in der ersten Periode ihres Wirkens, wie in der zweiten und letzten ein unerreichtes Vorbild der Darstellungs- und Redekunst war. Laube war kein Zeuge der ersten Periode. Bevor Sophie Schröder die „strengen Rollen“ spielte, hatte sie die zarten und weichen mit gleicher Vollendung und Anerkennung gespielt. Ehe sie Elisabeth in „Maria Stuart“ war, entzückte sie als Maria, Jungfrau von Orleans, Sappho u. a. m. Das schlagendste Argument gegen die Annahme Laube's bietet ihre Durchführung der Goethe'schen Iphigenia*). Wer diese Darstellung von der Schröder gesehen, den wird, falls er überhaupt Gefühl und Urtheil besitzt, ein unvergeßlicher Eindruck durch das Leben begleiten. — Und doch wirkten in dieser Rolle weder „puritanischer Fanatismus, noch die schonungslosen Ausbrüche der Nordlandsrecken; weder dämonisches Walten, noch die Bethätigung eines, durchweg strengen Naturell's.“ — Im Gegentheil, hier waltet griechische Ruhe in höchster Anmuth, nur

*) Die Rolle der Iphigenia wurde von Sophie Schröder bis zu den vierziger Jahren bei Gastrollen noch häufig gespielt in der Vollendung ihrer ersten Auffassung; zu einer Zeit, wo sie (nach Ed. Devrient) schon lange ein Verderb der deutschen Schauspielkunst sein sollte.

durchdrungen von der „warmen Gluth“ die nicht zerstört, sondern belebt und die Saat des Edlen zur Reife bringt.

Die Schönheitslinie, welche die Darstellung der Iphigenia umschließt, ist eine ungemein zarte; die geringste Ueberschreitung derselben entwürdigt ein erhabenes Bild. Keine Entfaltung großartiger Leidenschaften wirkt auf den Zuschauer. Das elegische Gefühl der Sehnsucht nach der fernen Heimath; die sanfte Trauer um das Schicksal des geliebten Bruders findet ihre hohe Wirkung nur durch vollendete Redekunst, den höchsten Adel des Tones und der Action, so wie durch die warme Gluth, welche Herz und Verstand gleichmäßig durchströmt. Allen diesen Bedingnissen entsprach die Darstellung Sophie Schröders in einer Weise, die nie vor ihr erreicht wurde und schwerlich nach ihr erreicht werden dürfte.

Auch der Vortrag von Gedichten in der letzten Zeit ihres Lebens sollte Jedem die Ueberzeugung aufgedrungen haben, daß Sophie Schröder das Zarte und Weiche, wie das Erhabene der Gefühlsstimmung, in gleichem Maße, wenn nicht in größerem, mit den wilden Ausbrüchen der Leidenschaft beherrschte. Hiervon gibt ihr Vortrag von Schillers Glocke den hinreichenden Beleg.

Keiner aber, der Klopstock's Ode „die Frühlingsfeier“ von ihr sprechen hörte, wird daran zweifeln, daß nicht nur eine warme Gluth, sondern auch eine heilige die Brust der Meisterin erfüllte.

Ja! Sophie Schröder's Feuer war nicht ein verzehrender Brand, oder ein Blitzen des flackernden Nordlichts. — Es war das ewige Feuer, welches Prometheus dem Himmel entriß und das in der Brust Erkorener unsterblich lodert!

Dritte Abtheilung.

Recensionen und Gedichte aus der Zeit der vollen Wirksamkeit Sophie Schröder's.


Gedr. bei H. Gerhart, Wien.

I. Abschnitt.

Recensionen.

[illegible] den Memoiren des schwedischen Dichters Prof. Peter Daniel Amadeus Atterbom 1817—19.

„— — — — Ich sah die „Sappho“ dieses [illegible] persönlich recht liebenswürdigen Skalden auf [illegible] kaiserlichen Hoftheater au[illegible] und Mada[illegible] [illegible]röder stellte die Sappho [illegible] ich glaubte, die Sappho de[illegible] [illegible] mir zu sehen. So habe ich i[illegible] [illegible] Verse declamiren hören; die ga[illegible] [illegible]sie in ihren feinsten Nüanceen, all [illegible] [illegible]e und rhythmische Zau[illegible], [illegible] vor de[illegible] [illegible] Ohr erklingt, wenn sei[illegible] [illegible] aber eigentlich nur sein[illegible] [illegible] [illegible]nge auszudrücken vermag, [illegible] hier [illegible] einer äußerst schönen, [illegible] Saite


Gedr. bei H. Gerhart, Wien

I. Abschnitt.

Recensionen.

Aus den Memoiren des schwedischen Dichters Prof. Peter Daniel Amadeus Atterbom 1817—19.

„— — — — Ich sah die „Sappho" dieses auch persönlich recht liebenswürdigen Skalden auf dem kaiserlichen Hoftheater aufführen, und Madame Schröder stellte die Sappho in einer Weise dar, daß ich glaubte, die Sappho der Vorzeit leibhaftig vor mir zu sehen. So habe ich in meinem Leben nicht Verse declamiren hören; die ganze Musik der Poesie in ihren feinsten Nüancen, all' der prosodische und rhythmische Zauber, der vor des Dichters Ohr erklingt, wenn seine Verse hervorstürzen, den aber eigentlich nur seine Feder, nicht seine Zunge auszudrücken vermag, vereinigte sich hier mit einer äußerst schönen, vollen und jede Saite

der Seele anschlagenden Stimme. Der Culminationspunkt ihrer Declamation war eine Hymne an Aphrodite, in der Grillparzer mit bewunderswerther Geschicklichkeit die uns überbliebenen größeren und kleineren Fragmente der Sappho zu einem berauschenden Ganzen zusammengeflochten hatte, und die, ohne Zwang und Gepränge von Gelehrsamkeit, in Geist, Stil und Versmaß vollkommen griechisch klangen."

Concert im Kärntnerthortheater in Wien 1828.

„Es erübrigt uns nur noch, von einer der glänzendsten Leistungen dieses Abends zu sprechen, und dieß ist die Declamation von Bürgers „Leonore" durch die k. k. Hofschauspielerin Madame Schröder. Referent bekennt, sich darüber in einiger Verlegenheit zu befinden, denn die Leistung ist so colossal, so der tiefsten innigsten Beachtung und Zergliederung würdig, daß der Raum eines Referates, wie es in unseren Blättern gewöhnlich ist, nicht zureicht, auch nur die allgemeinen Grundzüge einer solchen Erscheinung zu bezeichnen. Referent war von jeher der Meinung, daß, besonders in der Declamation, Madame Schröder durchaus unüberboten und einzig sei. Wer ihren Vortrag von

Schillers „Glocke“ hörte, wird ohne Zweifel dieser Ansicht beistimmen. Die heutige Declamation, womit die Künstlerin das Publicum enthusiasmirte, dürfte ein neuer Beleg dafür sein, und durchaus eine neue Erscheinung in diesem Kunstzweige genannt werden. Wie mit einem Zauberstabe weckte die Künstlerin durch die Macht und den Klang ihres herrlichen Sprachorganes, durch die zweckmäßigste Malerei des Ausdrucks und ein hinreißendes Feuer des Vortrages alle Gefühle im Herzen der Zuhörer. Unser Auge füllte die Thräne des Mitgefühls bei Leonorens Jammer, ein leiser Schauer überrieselte den Hörer bei dem entsetzlichen Auflehnen der Verzweifelnden gegen die unbegreiflichen Wege der Vorsehung. Wie eine Ahnung des Geisterreichs erschloß sich uns das Erscheinen Wilhelms, die Einladung zu dem „Ritt von hundert Meilen“, immer schauerlicher sich verwirklichend bei dem spukhaften Walten während des Rittes. So wechselten alle Empfindungen, als ob ein scenisches Bild über die Bretter „welche die Welt bedeuten“ schritte. Und was bewirkte diesen Zanber? Nichts von alle den äußeren Mitteln, welche die lebensvolle dramatische Kunst aufbietet, uns in ihren Erscheinungen das Leben und seine unendlichen Gefühle zu versinnlichen: eine Künstlerin allein, blos über den Zauber der Rede mit der

Urkraft des Genies den Herrscherstab schwingend, riß uns in diesen magischen Kreis, und bewährte dadurch abermals die hohe Meisterschaft ihres Talentes. Der Beifall war der Leistung angemessen. Madame Schröder war bereits bei ihrem Erscheinen mit dem rauschendsten Applause begrüßt worden. Als die Declamation geendet war, brach der, durch die lautloseste Aufmerksamkeit, welche die Künstlerin zu fesseln wußte, gebannte Beifall mit verdoppelter Macht hervor, und Madame Schröder wurde zweimal gerufen.

F. C. Weidmann."

Beilage zu No. 122 der Riga'schen Zeitung, dd. 10. October 1829.

„Am 30. September: „Die Braut von Messina. Madame Sophie Schröder trat in der Rolle der Isabella auf. Man darf voraussetzen, daß jedem Kunstfreunde, welchem der jetzige Zustand der deutschen Bühnen nicht gleichgültig ist, der Name dieser mit hohem Rechte überall gefeierten Künstlerin auf das Rühmlichste bekannt war, und wer nun heute mit dieser Bekanntschaft das Schauspiel besuchte, brachte gewiß die gespanntesten Erwartungen mit, mancher vielleicht auch eine leise Besorgniß, der Ruf könne doch wohl, wie es zuweilen der Fall ist, übertrieben haben, und das

durch denselben in der Vorstellung erzeugte Bild, die wirkliche Erscheinung hinter sich lassen. Mindestens pflegt eine solche Besorgniß leicht Jemand zu beschleichen, der, unbestochen von dem Lärmen öffentlicher, oft von gar keinen Gründen unterstützter Behauptungen, gern mit eigenen Augen sieht, mit eigenem Urtheil prüft, und ein Kunstwerk nur dann ganz und innig genossen zu haben glaubt, wenn es mit freiem, selbstständigem Wohlgefallen geschieht. Jedoch muß man gestehen, daß in vorliegendem Falle diese Befürchtung fast in Nichts zerfloß, weil meines Wissens alle Nachrichten über Sophie Schröder ohne Ausnahme nur ihr Lob verkünden und einstimmig versichern, sie habe überall die vollkommenste und lauteste Anerkennung gefunden. Um so gesteigerter wurden aber die Anforderungen, zumal wenn man die Isabella schon früher von einer ebenfalls zu ihrer Zeit sehr berühmten Meisterin darstellen sah. Dieses war bei mir der Fall, und Hendel-Schütz war die Künstlerin, der ich bis jetzt vor allen, die ich gesehen, den Preis zuerkannte.

„Ob und wie nun Sophie Schröder ihren Ruf rechtfertigte, darüber war nach der Vorstellung nur eine Stimme. Möge es mir erlaubt sein, meine individuellen Ansichten über diese erste Leistung auszusprechen.

„Vielleicht bin ich so glücklich, Einem oder dem Andern in seinen Meinungen zu begegnen, oder den Genuß der Erinnerung an jenes hohe Kunstwerk zu erleichtern.

„Um nun zuerst von dem Charakter des Schröder'schen Spieles überhaupt zu reden, so drängte sich schon in dieser ersten Darstellung, wie in allen späteren, unwillkührlich die schöne Bemerkung auf, die Rolle trete, wie aus einem Guße, im Ganzen, und in jeder besonderen Einzelnheit in die Erscheinung; ich meine, kein einziger Moment werde auf Kosten anderer herausgehoben, kein einziger vernachlässigt, um gewisse Glanzpunkte desto greller hervorzuheben. Manche Künstler und Künstlerinnen blenden den Haufen, indem sie alle Kraft auf solche einzelne Momente aufsparen und aus der gewöhnlichen, noch dazu leicht hingeworfenen Umgangssprache, plötzlich in das höchste Pathos übergehen, und umgekehrt. Von solchen Kunstgriffen und Kunststückchen weiß Sophie Schröder nichts. Immer ist der erste Auftritt wie der letzte, ein Meisterstück; jeder erhält die ihm gebührende Kraft, und jede einzelne Rede, aus dem Zusammenhange gerissen, und einzeln angehört, wie jede einzelne Stellung und Geberde, ist ein Torso, an dem man die völlig ausgebildete, ihren Stoff mit der genialsten Freiheit

beherrschende Künstlerin erkennt. Selbst der unerfahrenste Zuschauer muß bekennen: Diese Frau ist für die Kunst geboren. Jedes Auge sieht in ihrer Individualität die harmonische Verbindung und das Zusammenwirken der reichsten schöpferischen Fantasie mit der tiefsten Empfindsamkeit und mit der höchsten Darstellungsgabe, wie mit der lebendigsten Wahrheit und Stärke in der Darstellung, von der Natur selbst begründet. Diese geistigen Vermögen, Fantasie, Gefühl und Genie, verbunden mit dem schmelzendsten, wie mit dem kräftigsten Organe und dem ausdruckvollsten, jede Empfindung und Leidenschaft auf das treuste abspiegelnden Antlitz, wirken hier so gewaltig, daß die Zeit machtlos vorübergeht, und selbst der gemeinste Sinn, der nichts weiter als Jugendreiz und äußere Schönheit, die man auch anderswo haben kann, auf der Bühne begehrt, muß sich zu dem Geständnisse emporgehoben fühlen, hier sei wahrer Beruf, wahrhafte Weihe zur Kunst, hier sei eine höhere, bis her noch unbekannte Vollendung.

„Ein anderes unterscheidendes Merkmal des Schröder'schen Spieles ist die gediegene Besonnenheit und Ruhe, womit sie selbst in der größten Leidenschaft ihre Rolle beherrscht. Dieses große, jedem Künstler unerläßliche Verdienst verdankt sie höchst wahrscheinlich einem gründlichen Studium des classischen Alterthums, und gleich die erste

Rolle gab davon den redendsten Beweis. Ruhe! Nicht jenes bedeutungslose pretiöse Phlegma, nicht jene hochtrabende laue Abgemessenheit, welche der Unwissende nur gar zu leicht für Größe und Erhabenheit nimmt, sondern jene würdevolle, heilige Ruhe, welche die beredte Verkünderin des herrlichsten inneren Lebens ist, jene edle Einfalt und stille Größe, welche Winkelmann im Sinne hatte, wenn er sagte: „wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch so wüthen, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele.“ Diese Wahrheit, welche Lessing gehaltreich und wichtig genug fand, sie an die Spitze seines „Laokoon“ zu setzen, hat Sophie Schröder im Innersten erfaßt, und die Natur hat ihr mit mütterlicher Liebe alle Hülfsmittel gegeben, die Ergebnisse ihres Nachdenkens und Forschens, und die Erzeugnisse ihrer stets jugendlichen Fantasie, mit einem Worte, die ganze Welt ihres inneren poetischen Lebens mit ebensoviel Studium und Besonnenheit, als Begeisterung in Zeit und Raum zu stellen. So schreitet Melpomene einher und verkündet mit gewaltiger Kraft des Verhängnisses ernste Orakel. Um nun auf die geniale Darstellung der Isabella selbst zu kommen, so war Ruhe der Hauptcharakter derselben. Jedes wahrhafte Kunst-

werk hat seinen Mittelpunkt, aus welchem das Ganze wie aus einer Wurzel hervorgeht, oder sein Herz, welches den ganzen Körper belebt. Der aufmerksame Beobachter wird gar leicht diesen schöpferischen Pulsschlag gewahr, zumal wenn ihn ein Meister mit Kraft und Sicherheit hervorruft. In dieser Darstellung fand ich ihn in den Worten „Es ist mein Sohn!“ als Isabella Manuels Leichnam erblickt. Mit welcher weisen besonnenen Sparsamkeit und Mäßigung im Ausdruck und in der Stellung wurden sie vorgetragen. Nur diesen Moment darf man im Gedächtnisse behalten, gleichsam als den Träger der ganzen Erinnerung an alle Schönheiten, welche dieses Spiel verherrlichten. Völlig accentlos, ohne alle Bewegung, mit herabhangenden Armen, als ob bei diesem Anblicke ihr ganzes Wesen dahin schwände und die Versteinerung begänne, wurden die Worte gesprochen. Man sah und hörte, daß mit diesen Lauten jede Freude für die jammervolle Mutter erstarb; sie waren der schrecklichste Gruß vor den Pforten der hoffnungslosesten Zukunft. Mit wie wenig Aufwand ward hier die größte tragische Wirkung hervorgebracht! Händeringen, oder die Faust vor der Stirne, Schreien oder jammervolles Winseln wäre sehr übel angebracht gewesen, so häufig solche Mißgriffe sonst wohl sein mögen. Die Hendel-Schütz

sprach diese Worte ebenso: ein Beweis, daß große Meister in den Hauptmomenten übereinstimmen; jedoch wußte Sophie Schröder den Eindruck dadurch zu verstärken, daß sie die vorhergehenden Worte: „O, himmliche Mächte!“ mit einem Schrei des Entsetzens, die Hände über dem Haupt krampfhaft in einander, hervorstieß. Dieses bewirkte einen erschütternden Gegensatz. Ueberhaupt muß ich eingestehen, daß Sophie Schröder im Ausdrucke des innigen, zarten, weiblichen Gefühls jenes große Muster weit übertrifft. Die Hendel-Schütz änderte die Stelle im letzten Aufzuge, nachdem Isabella den Brudermord erfahren:

„. . . Alles dies
Erleid' ich schuldlos; doch bei Ehren bleiben
Die Orakel, und gerettet sind die Götter,“

folgendermaßen ab: „daß bei Ehren bleiben die Orakel, und gerettet sei'n die Götter.“ Ganz unnöthiger Weise, und selbst gegen den Genius der Schiller'schen Sprache! Sophie Schröder rechtfertigte vollkommen den Sinn des Dichters, indem sie seine Worte beibehielt. Sie machte hinter „schuldlos“ eine bedeutungsvolle Pause, und begann nun mit allem bittern Hohn in Sprache und Geberde den Gegensatz: „Doch bei Ehren“ u. s. w.

„In der ersten Zusammenkunft mit den Söhnen bot die Künstlerin alle Gewalt der Declamation

auf, um die Feindlichen zu versöhnen. Welch ein zartes Spiel der mannigfaltigsten Modulationen bis zu dem Mittelpunkte ihrer ganzen rührenden Bitte um Frieden, dem erhabenen Gedanken „der Siege göttlichster ist das Vergeben". Hierin ward alles Gefühl der innigsten, zärtlichsten und mütterlichsten Ueberredung zusammengedrängt, und die Worte erklangen, als ob die himmlische Versöhnung selbst ihre Lippen öffnete. Und nun das Gegenstück dazu in derselben Scene, wie sie vergebens gefleht hat, und es den Söhnen überläßt, zu thun was sie wollen, wie sie ihnen zudonnert, selbst ihre eigenen Mörder zu werden, daß die Flamme, die sich von ihrem Scheiterhaufen hebt, sich zweigespalten von einander theile, ein schaudernd Bild, wie sie gestorben und gelebt. So flucht sie Eteokles und Polynizes Schicksal auf die Söhne herab. Wie kraftvoll wußte die Künstlerin die Declamation zu steigern bis zu dem letzten furchtbaren Ausspruch:

„Ein schaudernd Bild, wie ihr gestorben und gelebt!"

welches mit dem empörtesten Ausdruck gekränkter Mutterliebe, wie ein Urtheil des strengen Todtenrichters den Söhnen zugerufen ward. Mit gefalteten Händen das Antlitz verhüllend, ging sie ab.

„Aber welche Sprache kann die hohe tragische Kraft schildern, mit der im fünften Aufzuge die

Verwünschungen und der fürchterliche Hohn gegen die Götter ausgesprochen und dargestellt wurden! Welch eine Gewalt lag in dem einzigen „So?“ in dem Verse:

„So haltet ihr mir Wort, ihr Himmelsmächte?“

Es war die entgötternde Frage eines Prometheus, der mit dem Marmorblicke, wie in eine ausgestorbene Wüste zum Himmel hinanstarret. Mit verstärkter Bitterkeit ward der folgende Vers angefangen, indem die Künstlerin das erste „Das“ fragend dehnte, und das zweite „Das“ kurz und trotzig hinausstieß. Die gleich darauf folgende Erzählung wurde möglichst rasch und ganz anders als im dritten Aufzuge, wo sie denselben Traum den Söhnen mittheilt, vorgetragen: denn hier ist die Erzählung in der That mehr eine grausenvolle Erinnerung, mehr der Unwille über die Ungerechtigkeit des Schicksals, welches die Tochter als zartes Kind aus dem väterlichen Hause verstieß, um einem Unglück vorzubeugen, welches nun doch, aber, wie die Mutter wähnt, ganz ohne irgend einen, auch nur mittelbaren Antheil der Tochter losbricht. Die Erzählung ist hier mehr Selbstgespräch als ausdrückliche Belehrung des Chors, und sie wurde auch richtig mit empörter Flüchtigkeit gesprochen. Der Chor ermahnt sie, der Zunge verwegenes Toben zu zähmen, der Ausgang werde sie von der Wahrheit der Orakel überzeugen. Dadurch wird ihr Hohn nur um so wilder,

und die folgenden Verse, unaufhaltsam sich fortwälzend, bis zum Schlusse der Rede:

„Die Traumkunst träumt, und alle Zeichen trügen."

„Solch eine Allgewalt, womit diese Worte, und dabei doch innerhalb der Grenzen der Wahrheit und Schönheit gesagt wurden, wird wohl nur sehr selten auf der Bühne angetroffen. Bei dem letzten Auftreten Isabellens ist die Fürstin verschwunden. Das Schicksal hat jetzt alle Pfeile abgedrückt, und mit eherner Hand alle Freuden und Herrlichkeiten ihres schönen Lebens abgestreift. Eine traurige Ruine der Mutterliebe wankt sie durch die Hallen ihres Palastes, und um wenigstens einen — und den minder geliebten — Sohn zu retten, versucht sie, ihren namenlosen Schmerz um den Gemordeten in ihrem zerfleischten Busen zu verbergen. Alle irdische Hoheit ist dem Erstgebornen in's Grab gefolgt, und nur das rein menschliche Bild der unglücklichen Mutter schleicht trauernd über die verödete Scene. Diese Ansicht zeigte uns Sophie Schröder, und gab durch diesen völlig veränderten Anstand, durch diese lässigere Haltung ihres Körpers, durch diese abgerissenen Actionen, und durch diese scheinbar regellose Modulation ihrer bebenden Stimme einen neuen Beweis ihres tiefen Studiums. Man erinnere sich der Worte: „Lebe, mein Sohn," welche mit einer Welt voll zärtlicher

Ueberredung, mit der glühendsten Empfindung, von einem Thränenstrom begleitet, ausgerufen wurden. Sie waren das lebendigste Gegenbild zu dem Todesworte: „Es ist mein Sohn!“ und gaben nunmehr dem ganzen Meistergemälde jene Rundung und Vollendung, welche ebenso sehr das größte natürliche Talent, als die edelste Ausbildung, ebenso viel Fantasie als Geschmack beurkunden. Als eine solche Meisterin hat sich die Künstlerin in allen ihren bisher hier gespielten Rollen bewiesen, und noch ist sie keinem Pole so nahe gekommen, um nicht, wo sie erschien, bewundert zu werden, also, was nothwendig daraus folgt: sehr zu gefallen!

„Davon denke ich, ist wohl jeder Zuschauer, der wirklich mit Sinn, Gefühl und Studium zuschaute, überzeugt.

„Einem Zuschauer aber, der nicht zuschaut und doch mitspricht, sollte man zurufen: „Sapere aude.

D. J. W. Fleischer.“

Mannheim im August 1837.

Gastspiel der Frau Sophie Schröder.

„Mannheim liegt hart am Rhein. Das ist eine Wahrheit, von der auch Mancher durchdrungen ist, der sich nicht für einen Dramaturgen ausgiebt; daß es überflüssig sei, „Wasser in den Rhein zu

tragen", weiß nicht jeder Dramaturg; wir jedoch, Bewohner des alten „Vaters", wollen nicht gegen dieß altdeutsche Sprichwort verstoßen: daher erwarten Sie keinen Panegyrikus auf die berühmte Künstlerin. Ihr Anblick hat uns weit ernstere Betrachtungen eingeflößt; wir vergaßen das Individuum, betrachteten nur den Genre, bewunderten nur die repräsentirte Tragödin. In diesem Verschmelzen des Künstlers mit seiner Kunst ward uns klar, daß die letztere nie altert, und in dieser ewigen Jugend findet sie vielleicht die erste Beglaubigung ihres geistigen, ihres göttlichen Ursprungs. Sophie Schröder ist unbestreitbar die erste Tragödin ihrer Zeit; wir können sie nicht Künstlerin, im Gegensatz zum Künstler nennen, denn ihre Gebilde entströmen einem kühnen männlichen Geiste; er allein gebiert diese Gluth, diese Kraft, dieses hinreißende, alles besiegende Feuer. Selbst ihre zarteren Affecte, diese seelenvolle Sanftheit, diese herzzerschneidende Wehmuth, der Beglaubigungsbrief des schwachen Geschlechtes, die quillende Thräne, sind bei ihr nicht rein weiblicher Natur; alles trägt den Stempel männlichen Ernstes, heroischer Kraft, nur durch zarte Weiblichkeit gemildert; Sophie Schröder ist der erste Künstler ihrer Zeit; in ihr schreitet ein halbes Jahrhundert mit seinen Schicksalen, seinen Leiden, seinen

Kämpfen und Siegen, geläutert und triumphirend an uns vorüber, sie gehört nicht nur der Dramatischen, sondern der Weltgeschichte an, denn nur in deren furchtbaren, in so kurzer Zeit zusammengedrängten Begebenheiten konnte sich ein solcher Geist, ein solches Talent so läutern und entfalten. Die stille Sehnsucht in der Brust der Jungfrau, die Leidenschaft in des Weibes Busen, die Seeligkeit und Qual der Liebe, das Entzücken der Mutter und ihre Verzweiflung am Sarge ihrer Kinder, die Schmach des Vaterlandes und seine endlichen Triumphe, alles, alles, was eine Menschenbrust beleben und aufzehren kann, nahm hier eine künstlerische Richtung, diente hier dem seltensten Talente seiner Art zum Impuls, seine Riesenkräfte zu entwickeln. Daß solche Anregungen, solche Fähigkeiten zur vollsten Reife trieben, ist nicht zu verwundern, wohl aber, daß sie der Zerstörung unwiderstehlich trotzen; denn wer sieht von diesen Schicksalen und Leiden eines so stürmisch bewegten Lebens ein anderes als ein rein künstlerisches Resultat? Hat, was die Künstlerin zum Gipfel der Vollendung steigerte, auch nur den zarten Blüthenstaub ihrer Jugendkräfte abgestreift? Noch brennt die Fantasie im begeisterten Schwunge, noch reißt wie ehedem dies Feuer unwiderstehlich hin, noch bebt die frühere Zartheit und Tiefe des Gemüths in den

rührenden und erschütternden Tönen, womit die Gewalt ihres Organes den Hörer beherrscht; noch strahlt an der, an und für sich, nicht erhabenen Gestalt der Adel der Hoheit, die Würde der Kraft; noch athmet jede ihrer Stellungen, jede Bewegung jugendliches Feuer und Energie, und spannt ein heiliger Enthusiasmus jede ihrer Nerven. — So betrat Sophie Schröder nach langjähriger Abwesenheit zuerst am 28. v. M. unsere Bühne wieder als Isabella in der „Braut von Messina". Was von dem seltensten Talente, durch die angeführten Mittel unterstützt, und von der gewissenhaftesten Selbstkritik begleitet, zu erwarten stand, hat sie im höchsten Grade erfüllt. Mehr noch als die Durchführung dieser Rolle entzückte uns die seltene Auffassung derselben, denn in ihr documentirte sich der geniale Künstler, der nicht nur den Charakter seiner Rolle, sondern den der Dichtung in seiner ganzen Eigenthümlichkeit erfaßt. Wir sahen nicht nur die Fürstin Mutter mit ihrer Besorgniß, ihrer Liebe, Schmerz und Verzweiflung, — nein! wir sahen dieses seltsame Gemisch, dieses Verschmelzen der antiken und modernen Formen, dieses sonderbare Verweben der verschiedensten Zeiten und Religionen und Sitten und Gebräuche in ihrer Darstellung zur schönsten Harmonie vereint; es war die glückliche Auflösung von Dissonanzen, es

war das ausgesprochene Wort des Räthsels. Die Großartigkeit der Antike und die Eleganz der modernen Formen, die heidnische Wuth in verzweifelter Verhöhnung des Göttlichen und die Resignation der gläubigen Christin, alles trat scharf bezeichnet und doch schön gerundet in einem abgeschlossenen Kunstwerk in's Leben, und erklärte den Zwiespalt der Dichtung, indem sie ihn verkörpert zur künstlerischen Einheit verschmolz. Es war die leidende Menschheit, die sie vor unseren Augen vorüberführte, es war das Pathos jeder Zeit, des Glaubens in jeder Form. Sophie Schröder repräsentirt die Tragödie unserer Zeit, ihren Ursprung, ihre Entfaltung, ihre endliche Vervollkommnung. Siegreich widerlegt sie die Behauptung von dem Verfall der deutschen Schauspielkunst. Diese, in ihrem Ursprunge eine sklavische Nachbeterin unserer trans-rhenanischen Nachbaren, wüthete bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in zum Theil sehr mangelhaften Uebersetzungen und noch mangelhafteren Nachahmungen der Franzosen, mit all dem falschen Pathos, welches sie bedingten, auf unserer Bühne umher. Lessing machte diesem Unwesen zuerst ein Ende; er führte ein nationales Schauspiel ein; seinen bürgerlichen Tragödien folgten die bürgerlichen Schauspiele Ifflands, Becks und Anderer, während Kotzebue

alle Genres zugleich verarbeitete. In dieser Epoche verlor sich das falsche Pathos gänzlich und eine prosaische Natur, ein Porträtiren des Lebens beherrschte die Bühne, bis Göthe, vor allem aber Schiller, den Deutschen die deutsche Tragödie überlieferte. Mit eins verschwanden die Hofräthe und die silbernen Löffel mit ihren kleinlichen Intriguen und ihrem Jammer von der Scene, und der Geist der Größe trat an ihren Platz. Aber jene Schiller'sche Epoche, welche uns glücklich der Scylla der Prosa entriß, stürzte uns in die Charybdis der Unnatur, die gewaltigen Ereignisse in der dramatischen Literatur konnten nicht ohne Einfluß auf die Darstellung bleiben. Den alten Schauspielern, die ihre Gebilde sich von den Promenaden, den Bierhäusern und Tanzböden holten, war mit eins der Stab gebrochen. Die verjüngte Kunst erheischte verjüngte ausübende Kräfte. Es genügte, um den Kunstbeflissenen eine Laufbahn beim Theater zu eröffnen, nicht mehr, im Besitz einer donnernden Stimme, einer Allongen-Perrücke und eines Paares manchesterner Beinkleider zu sein; von der Mehrzahl derselben ward schon ein gewisser Grad der Bildung, mindestens der Fähigkeit, Verse zu sprechen, erheischt. Die Kunst nahm einen gewaltsamen Schwung, aber die Künstler blieben plötzlich stehen. Statt der Skelette, die

ihnen die extemporirten Komödien, statt der Skizzen, die ihnen Iffland in seinen Werken zur Ausarbeitung und Belebung übergab, fanden sie nun plötzlich ganz fertige Stücke, die eine nie geahnte Wirkung, einen überschwänglichen Beifall durch bloßes wirksames Vortragen erzeugten. Was war natürlicher, als daß die lebenslustige Künstlerjugend, die so billig den reichsten Beifall erntete, sich mit Hintansetzung alles tieferen Studiums lediglich auf die Rhetorik warf, und jede Charakteristik verschmähte. So entstand die Herrschaft der Redekunst, die ihren Herd hauptsächlich in Weimar hatte. Aber die jüngste Künstlergeneration artete aus; das Pathos verwandelte sich in Unnatur, die Rhetorik in eine schwammige Schönrednerei, in einen sentimentalen Singsang, dessen Extreme brüllendes Geschrei und wimmerndes Weinen wurden. Die Bühne ward von aller Natur und Charakteristik entblößt. So standen die Sachen, als die französische literarische Revolution, die ohngefähr vor 10 Jahren begann, den Romantismus predigte. Was sie damit wollten, wußten die Revolutionäre durchaus selbst nicht, aber in Frankreich findet alles Zerstörende Anklang, und die Aegide, unter der man focht, genügte, denn sie trug den Wahlspruch: „Natur und Wahrheit". Das schallte mit Donnerstimme über den Rhein herüber, und nun war die erste Anforderung

an die deutsche Bühne: „Natur und Wahrheit“. Aber was für eine? Die des französischen Romantismus, diese Rad- und Galgennatur? Sie konnte dem gemäßigteren deutschen Geschmack nicht zusagen. Die Epoche der französischen Schreckensdramen mit ihren nothwendigen Schreckensdarstellungen ging schnell und spurlos vorüber. So begehrte man denn die prosaische Natur, jene Straßennatur, die ihre Fantasie nicht über die Ecke des Nachbarhauses hinausdehnt, jene Natur, die tragische Leidenschaften und tragische Verse debitirt, wie man in Zeitungen liest, in den Kaffeehäusern streitet oder höchstens in guter Gesellschaft discutirt. Daß diese Natur dem Wesen der Tragödie widerstrebt, fällt in die Augen, denn nicht nur zieht sie dieselbe zur Prosa des Alltagslebens herab, sondern, da manche tragische Stellen, beim besten redlichsten Willen, sie in die dürreste Prosa zu verkehren, ihre Rechte behaupten, und den Darsteller, statt sich von ihm herabziehen zu lassen, wider seinen Willen, wenigstens momentan, zu sich hinaufheben, — so zerstören sie alle Einheit der Darstellung, und rauben ihr so jeden, selbst ihren schwachen prosaischen Werth. So entsteht die große Frage: welches ist die wahre Bühnennatur? Wie muß sie beschaffen sein, der Wahrheit der Empfindungen keinen Eintrag zu thun, und doch ihre

hohe Poesie nicht zu zerstören? Was verstehen wir unter jener Natur, die fähig sei, den Geist einer erhabenen Dichtung, eines Ausflusses der Fantasie zu verkörpern, und dieses Gebilde doch mit unserer Art zu leben und zu sein, in Harmonie zu bringen, ohne uns als fremdartig zu erscheinen, oder den Geist der Dichtung zu zerstören? Dieß anschaulich zu machen, gehörte eine lebendige, eine personificirte Theorie: ein Künstler, der mit den nöthigen Fähigkeiten und einem geläuterten Geschmack begabt, die verschiedenen Epochen der national-deutschen Tragödie durchlebt, die Quintessenz ihrer sämmtlichen Vorzüge in sich aufgenommen, mit rastlosem Fleiß sie seiner Individualität angeeignet, und mit dem Geiste der Zeit fortschreitend, aus ihnen eine Form entwickelt hätte, die nach den verschiedensten Stufen der Dichtungen modificirt, als Typus der tragischen Natur aufgestellt werden könnte. Sophie Schröder ist dieser Normal-Künstler, dieser tragische Baum, ursprünglich der berühmten Schröder'schen Pflanzschule entsprossen, dann in die beschnittenen Gärten von Versailles versetzt, mit den Blumen und Blüthendichtungen der französischen Classiker gepfropft, mit ihrem tragischen Pathos und ihrer rhetorischen Würde, und nebenbei mit ihrer Monotonie und ihrer Langeweile, bis Göthe's und Schiller's fruchttragender Genius ihn geimpft,

Streben, Zeit und Schicksale ihn gereift und prangend erhoben zum segenreichsten Baume in den Gärten deutscher Kunst. Sophie Schröder sollte alljährlich die sämmtlichen deutschen Bühnen bereisen, um sie zu inspiziren und Sprößlinge ihres Geistes daselbst zu verpflanzen. Ihre Darstellungen sind aufgeschlagene Theorien, von denen der Dramaturg abstrahiren kann, wie Aristoteles von den Meisterwerken der Alten. Da ist die höchste Tragik im engsten Verein mit der edelsten Natur, und doch ist diese Natur von der der Straßen und der Romantik so weit entfernt, als die Wahrheit von der Lüge. Da ist kein unnatürliches Drapiren, welches im Widerspruch stände mit einer natürlichen Einfachheit, da ist kein conversationelles Verschleifen der Verse, das nicht in harmonischen Einklang zu bringen wäre mit dem hohen Standpunkt der Dichtung. Da ist vor Allem ein würdevoller Grundtypus in der Declamation, der die Würde der Dichtung bezeichnet und derselben entspricht; die verschiedenen Nüancen gehen von ihm aus, und lösen sich in ihm wieder auf in schönster Symmetrie und wahrhaft poetischer Natur. Sophie Schröder beweist, mit einem Worte, in ihrer Erscheinung, daß die tragische Kunst der Deutschen nie höher stand als jetzt, daß es zwar an Künstlern mangeln dürfte, daß in ihr aber der Typus gegeben

ist, nach dem die Kunst fortgebildet werden kann von Epoche zu Epoche, und von Geschlecht zu Geschlecht. J—n."

K. K. Hofburgtheater. Akademie der Frau Sophie Schröder.

„Frühlingsfeier", Ode von Klopstock. „Das Lied von der Glocke", von Friedrich Schiller.

„Wien hat die — große Sophie Schröder — gehört, die dieses Wien vor 15 Jahren, nicht mehr in der Blüthe ihres Lebens und Wirkens, verließ. Wien hat die Künstlerin, mit deren erhabenen Leistungen die begeisterungsvollsten Erinnerungen unseres Kunstlebens zusammenfallen, mit überströmendem Seelenjubel begrüßt und einen Freudentag gefeiert, der in der Geschichte der Kunst einzig und ohne Vergleich dasteht. Wer bebte nicht innerlich, daß dieser Lorbeer, durch unvergängliche Thaten des Geistes verdient, heute erzittern werde auf dem Haupte der 75jährigen Frau, daß dieser Ruhm, den bisher kein Anderer in der deutschen Kunstwelt überstrahlt, in seinem Schimmer ermatten, diese Größe herabsteigen könne auf den flachen Boden gewöhnlichen Menschenschicksals: Vergänglichkeit?! Sind wir doch sterblich, ist doch Alles

vergänglich — löschen doch Sonnen und Sterne aus und streuen ihre Asche durch die Unendlichkeit! — Wie froh war jedes Herz, welche Bewegung ergriff jedes Gemüth, welcher Sturm der Freude machte sich Luft, als wir sahen, als wir hörten, daß die unerbittliche Zeit mit dem Liebling der Kamönen gnädig gewaltet, daß, was einst groß war, in so später Abendstunde noch Macht habe über unseren Geist, und die Flamme der Begeisterung in diesem Herzen — nur mit dem letzten Athemzuge des Lebens — zu lodern aufhören werde! Es war viel, was von der „Schröder von Einst“ geblieben, es war ihr Gang, ihre Bewegung, ihre Begeisterung, der helle Scharfblick, der erhabene Stil, — es war derselbe Flug der Phantasie, dieselbe Wahrheit und Natur; mit unauslöschlicher Flammenschrift schrieb ihre Declamation die Worte einer großen Dichtung in unsere Seele. Es war Klopstocks Ode: „Die Frühlingsfeier“. Was die Sinne schön nennen an einer Menschenstimme, hat Frau Sophie Schröder der Vergänglichkeit abgetragen, doch was himmlisch und unsterblich aus der Sprache des Menschen redet — das war noch heute der Vorzug ihrer nie übertroffenen Begabung!“

(„Humorist.“)

IV. Concert der musikalischen Akademie in München.

„— — — — Desto reichlicher wurden wir durch Frau Sophie Schröder entschädigt, welche durch den Vortrag von Klopstock's „Frühlingsfeier“ und ein munteres Gedicht „Der alte Hans“ uns noch einen Rückblick in den herrlichen Dom deutscher Schauspielkunst eröffnete, den das vorige Jahrhundert entstehen und schon das gegenwärtige verfallen sah, als dessen einzige Säule die große Schröder noch einzig in die Gegenwart hineinragt. Das einst so gewaltige Organ ist gebrochen, es ist kein Klang mehr in der 80jährigen Kehle, aber was nicht altert und nicht gebrochen werden kann, das ist noch da — Tiefe der Auffassung, Wärme der Empfindung, unbeschreibliche Wahrheit, und unwandelbarer Adel des Ausdrucks. Man hätte eine Nadel fallen hören in dem gedrängt vollen Saale, so athemlos lauschte Alles der greisen Meisterin, welche mit der Leichtigkeit und Sicherheit des Genius an die Herzen schlug und mit einer Wendung, einer einzigen, der Natur abgelauschten Bebung, Schauer, Andacht und Rührung, darin hervorrief. Der Beifall war laut, stürmisch und heiß; die Künstlerin wurde bei jedem Erscheinen begrüßt und gerufen — und zwar von

einer ziemlich bunt zusammengewürfelten Zahl der Münchener Einwohnerschaft: ein erfreulicher Beweis, daß das echte Schöne immer und durch sich allein siegt; daß, um mit Göthe zu reden „nur wer selber brennt, entzündet" und daß München, so ablehnend kalt es sich auch gegen manche ausposaunte Künsteleien verhält, doch ein offenes warmes Herz hat für Alles, was vom Herzen kommt."

(Zeitgs.-Ber.)

Die französische und die deutsche Rachel.

„Die französischen Gäste haben uns für den Augenblick verlassen; die Journale aller Farben haben sie einer gleich ehrenden Anerkennung gewürdigt, haben sämmtlich, die Nationalität verläugnend, sich auf den Standpunkt französischer Kunstanschauung gestellt, und das wahrhaft Treffliche der Leistungen mit Liebe, mit Begeisterung anerkannt; das Publicum stimmte in die letzteren ein, mit einer Stimme bezeichnen Beide Mlle. Rachel als eine erhabene geniale Kunsterscheinung, eine glorreiche Zierde der gegenwärtigen Bühne. Das ist sie auch ganz gewiß; das competente Urtheil Europas ist gefällt — und die Akten über diesen Punkt sind geschlossen.

„Aber die Franzosen gehen weiter: ihnen ist die Rachel die größte dramatische Künstlerin, nicht

nur der französischen Bühne, nicht nur der Gegenwart, sondern aller Bühnen und aller Zeiten. Auch darin haben sie recht: von ihrem Gesichtspunkt aus. Das französische Raisonnement ist bekannt: Europa ist moralisch der größte Welttheil, Frankreich in diesem Welttheil das größte Land, Paris in ihm die größte Stadt, in ihr das Théâtre français die größte Bühne, auf derselben Dlle. Rachel die größte Künstlerin, ergo ist sie die größte Künstlerin der Welt. Hierin liegt der Irrthum!

„Die Franzosen hatten seit Menschengedenken nur diese eine Rachel; Europa hat deren einige gehabt. Mögen die Engländer für ihre Miß Ongl, Camble 2c. 2c. in die Schranken treten; mein Patriotismus bricht eine Lanze für eine deutsche Künstlerin. Ja! Deutschland hatte seine Rachel! aber sie war eben — Deutschlands Rachel! — Wenn ich ein Wort der Erinnerung der „deutschen Rachel" weihe, so kann ich dies nicht würdiger thun, als durch den Vergleich mit der französischen; je leuchtender deren Verdienst erglänzt, desto strahlender wird das Gedächtniß Jener noch einmal aus dem Sarge der Vergessenheit auftauchen.

„Meine hohe Verehrung für die französische Künstlerin habe ich bereits vor ihrem Auftreten in diesen Blättern ausgesprochen. Ich beschrieb ihre

Leistungen, machte die Leser auf die Einzelnheiten ihrer Darstellungsweise aufmerksam, nannte sie die Vertreterin der französischen Schule, und baute auf ihre Leistungen die Hoffnung, durch sie die Vorurtheile verscheucht zu sehen, die man bei uns gegen diese Schule hegt. Dlle. Rachel hat diese Hoffnung auf das glänzendste gerechtfertigt; ja, in meinen Andeutungen über „Maria Stuart" sogar übertroffen.

„Ich will in dieser Beziehung nur eines hier erwähnen: man hielt bisher in Deutschland den sprachlichen Vortrag der französischen Schule für manierirt, affectirt, hohl und auf Stelzen gehend; man beschuldigte sie der Leere, eines falschen Pathos und der Unnatur; man verwechselte die gehörte Rede schlechter oder ungeschulter französischer Schauspieler mit den Lehren ihrer Schule, schrieb auf Rechnung dieser das Geschrei, das Tremuliren der Stimme, die schroffen Uebergänge im Vortrag; belastete sie mit der Sünde einer verzerrten Gesticulation, eines affectirten Mantelspiels, der Entstellung des leidenschaftlichen Ausdrucks bis zur Fratze und Grimasse.

„Mit den Lehren dieser Schule innigst vertraut, sprach ich es offen aus, daß sie von all diesen Thorheiten und Tollheiten nichts lehre und nichts wisse, daß ihre Regeln auf die höchste Wahr-

heit und edelste Natur gegründet wären, und das Dlle. Rachel — die Vertreterin und Rechtfertigerin dieser Schule — hiervon den thatsächlichsten Beweis liefern würde. In dieser Eigenschaft, sagte ich, sei sie mir ungleich interessanter denn als individuelles Genie, denn sie dürfte durch den Beweis, wie sehr die Schule selbst das Genie reinige und läutere, das Bedürfniß einer solchen Schule in Deutschland fühlbar machen, dem es so ganz und gar daran fehle.

„Dlle. Rachel hat meine Prophezeiung auch in diesem Punkte gerechtfertigt; als Beweis dafür gelte der unumwundene Ausspruch hochachtbarer Künstler: daß selbst deutsche Schauspieler sich den natürlichen, wahren Vortrag des Gastes als Muster zur Nacheiferung wählen könnten.

„Von dieser Seite wäre mithin nichts mehr über die Rachel zu sagen; ihre schulgerechte Vollkommenheit als Künstlerin, glaube ich, wird wohl von Niemanden bestritten werden. Etwas Anderes ist es mit ihrer Eigenthümlichkeit als Genie, mit ihren Leistungen insofern sie über alle Regeln der Kunst hinausgehen und nur nach dem Maßstab des Ideellen bemessen werden können, mit nothwendiger Rücksicht auf ihre Individualität und die Mittel, die die Natur ihr verliehen. Nach diesen zu urtheilen halte ich das hochtragische Gebiet

nicht für das ihr eigenthümlich angewiesene; man mißverstehe mich nicht: als ob ich ihre hohe Vortrefflichkeit in dieser Sphäre nicht vollgültig anerkennte, ich sage nur, daß diese eben aus der Kunst hervorgeht, die bei ihr, auf dem hohen Grade der Vollendung, die Mängel der Natur wohl ersetzt, sie aber nicht befähigt, die moralische Größe zu erreichen, die ihrem Genie unmöglich entgehen könnte, hätte die Natur sie auch liebend von dieser Seite unterstützt.

„Ihr erstes Erscheinen deutet dieses an. Eine schmächtige, zarte, mehr dünne als zierliche Gestalt gewährt uns au premier abord nicht den Eindruck einer tragischen Größe; die Ruhe ihrer Erscheinung war bewundernswerth; — das war die Frucht der Schule; aber was keine Schule geben kann, den Ausdruck tragischer Kraft auch in der Persönlichkeit, der hinreißende Zauber der erschlossenen Gefühlswelt, das kam nicht zur Geltung, denn die Natur hat es versagt.

„An die Jugend der Gegenwart kann ich mich nicht wenden; aber an Euch appellire ich, Ihr gereiften Männer, Ihr Jünglinge von 1815, die Ihr damals die deutsche Rachel gesehen! Erinnert Ihr Euch jener eher unbedeutenden Gestalt? — Ihr müßt! denn wer sie gesehen, konnte sie nicht vergessen! — Erinnert Ihr Euch noch jener Erscheinung

der Sophie Schröder, wenn sie als „Fürstin von Messina" in der Mitte ihrer Söhne auftrat? Jeder von ihnen war zwei Köpfe höher, aber die Fürstin und die Ehrfurcht gebietende Mutter überragte sie um eben so viel in der kleinen gedrungenen Gestalt; auch sie glich in der erhabenen Ruhe der Erscheinung der französischen Rachel; aber in der imponirenden geistigen Größe stand sie über allem Vergleich. Ich sah sie unzählige Male neben dem colossalen Eßlair; sie mußte hoch zu ihm hinauf schauen, um sein Auge zu erreichen; aber wenn ihr Blick ihn traf, senkte der des Riesen sich scheu zur Erde. Das war die Gewalt der ihr innewohnenden tragischen Kraft. Das erste Auftreten der französischen Rachel ist ein Appell an das Mitgefühl der Hörer; dieses schmachtende Auge, dieses in allen Zügen des edlen Antlitzes ausgeprägte Leiden, dieser schmerzhaft ironische Zug um den zarten Mund scheinen zu sagen: Versagt mir Eure Theilnahme nicht; ich leide viel, und werde vor Euren Augen noch schmerzhafter empfinden. Das Erscheinen der deutschen Rachel war auch stets dasselbe; aber es war das der dominirenden geistigen Kraft, der königlichen Herrschaft über ihren Stoff, ihre Umgebung und ihre Hörer. Sie bat nicht, sie forderte; sie schmeichelte nicht, sie gebot; sie war beim ersten Auftritt stets das, was

die französische Rachel in der „Stuart" erst wird, wenn sie so unvergleichlich schön die Worte spricht: „Je suis la reine!" Ja, die Schröder war bei ihrem Erscheinen auch stets dieselbe, aber es war auch immer der sittliche Ausdruck der geistigen Kraft, der moralischen Größe eines vollwichtigen, in sich eisenfest abgeschlossenen Charakters; das war die heilige Weihe der tragischen Kraft, die sich glanzvoll in allen ihren poetischen Gebilden wiederspiegelte:

„Die Französin ist zu sehr Genie, vor Allem zu sehr wahre Künstlerin, als daß das ehrende Andenken an eine in bescheidener Verborgenheit lebende ehemalige dramatische Größe sie verletzen sollte; und der Vergleich mit ihr kann sie nur ehren; kommt je eine deutsche Rachel nach Frankreich, so bleibt ihr früh oder spät von ihren Landsleuten eine gleiche ehrende Würdigung gewiß; deß sei sie als Französin versichert.

„Ich sagte: die Sphäre dieses eminenten Talentes scheine mir nicht die „hochtragische" zu sein; um aber dem allgemeinen Urtheil der französischen Kritik gegenüber, um in meiner Anschauungsweise nicht barock zu erscheinen, will ich die Gründe anführen, die mich zu dieser Ansicht leiteten.

„Bewunderungswürdig in allem, was sie darstellt, steht sie doch eigentlich nur in leidenschaftlichen Ausbrüchen auf der Höhe ihres colossalen Rufes. Daß sie allen Schattirungen leidenschaftlicher Affecte, von denen der zartesten Schwärmerei bis zu den dämonischen Ausbrüchen entfesselter Wuth, die Krone der Vollendung bildlicher Darstellung aufdrückt, bekundet eben ihre hohe errungene Meisterschaft, ihr tiefes Versenken in die Menschenbrust, im Ergründen von deren Leiden und Schwächen. Sie steigt mit sicherem Fuße in den Krater des menschlichen Herzens hinab, durchspäht mit scharfem Blick die Werkstätte, wo seine Empfindungen sich gestalten, durchwühlt mit kühner Hand all' ihre Regungen, verkocht sie in den vulkanischen Elementen der eigenen Brust und schleudert sie, ein feuerspeiender Vesuv, mit gigantischer Kraft an das Licht der Sonne. Sie ist die verkörperte Leidenschaft zu nennen. Das stempelt sie zur vollkommensten Repräsentantin der menschlichen Schwäche; denn jede Leidenschaft ist Schwäche, und in diesen Leidenschaften geht sie auf. Das that auch die Schröder; nicht in diesem Maße, nicht mit dieser intensiven Gewalt, was ein Unterscheidungszeichen der Nationalität sein dürfte, nicht in diesen gewaltsamen Ausbrüchen, was gegen die Traditionen der deutschen Bühne und gegen den Geschmack des

Publicums verstoßen würde, — aber dafür beherrschte sie ihren Stoff gewaltiger, und war größer in allem, was die Herrschaft über diese Leidenschaften bekundete; der wesentliche Unterschied zwischen diesen beiden Racheln dürfte darin bestehen, daß die französische durch die Leidenschaften triumphirte; die deutsche dagegen über dieselben; daß mithin jene die unerreichte Repräsentantin menschlicher Schwäche, diese aber die der Kraft und Größe war; ob nun in der menschlichen Brust die Schwäche oder die Kraft die Oberherrschaft behauptet, überlasse ich der Untersuchung des Psychologen, so wie ich es dem Urtheile der ästhetischen Kritik anheimstelle, welcher von beiden Repräsentantinnen, auf gleicher Höhe bewundernswürdiger Vollkommenheit, die Palme gebührt. Mein Gefühl als Deutscher drängte mich nur, fremdem Reichthum gegenüber daran zu erinnern, daß wir auch nicht so arm wären, und der französischen Rachel mindestens eine deutsche gegenüber stellen können — die große deutsche Sophie Schröder.

(Deutsche Reform. Berlin. 1850.)

Feuilleton der Nat. Zeitung.

(Berlin 1857.)

„Unsere Theaterbesucher genossen, am Mittwoch den 7. October, in den Räumen des königlichen

Schauspielhauses eine Unterhaltung von höchst eigenthümlichem Interesse. So Mancher mochte das Programm des Abends gelesen und sich gefragt haben: Wer ist die Dame, die uns Schiller's „Glocke" und gar „die Frühlingsfeier" von Klopstock vortragen will? Sophie Schröder? Leider bewahrheitet sich in einer solchen Frage der Ausspruch unseres großen Dichters, wenn er von der kurzen Blüthe jener Kränze spricht, die der Mime sich erringt. Seit einem letzten Gastspiel, welches Sophie Schröder in unserer Stadt Berlin gab, und womit sie die damalige Welt entzückte, sind, wenn uns recht ist, beinahe dreißig Jahre verstrichen. Die Künstlerin trat mit dem Beginn ihres Alters von der Bühne ab, einem nachwachsenden Geschlechte die großen Aufgaben einer Phädra, einer Lady Macbeth überlassend. Da, plötzlich erleben wir es, daß die greise Dame noch einmal auf den Brettern steht; nicht als Repräsentantin einer Bühnenrolle, sondern in der Absicht, zwei der bedeutendsten lyrischen Dichtungen unseres Literaturschatzes vorzutragen. Wie eine ehrfurchtgebietende, heroische Erscheinung aus einer fremden Welt überkam uns dieses Auftreten. Selbst die Wahl eines Werkes wie Klopstock's „Frühlingsfeier" gemahnte an Tage einer langen Vergangenheit und an den würdigen Ernst einer Epoche,

die es noch liebte, sich in idealere Regionen empor=zuschwingen. Erwartungsvolle Spannung verbreitete eine feierliche Stille durch das ganze Haus. Es folgte ein Eindruck von überraschender Art. Aller=dings hatte das Alter nach dem Gesetz der Natur seine Macht geübt; aber es war nicht im Stande gewesen, die Spuren einer hohen Geistesanlage und einer ebenso energischen als sinnvollen Vor=tragsweise zu verwischen. Die Stimme besaß noch verhältnißmäßig eine seltene Kraft, und obwohl eine tiefere Tonlage eingetreten, jene Biegsamkeit, welche erforderlich ist, um die mannigfaltigen Nüancen eines dichterischen Gebildes zu beleben. Vor Allem imponirten der Adel und die poetische Wärme der Auffassung. Man lernte eine Geschmacks=bildung kennen, die weit davon entfernt war, sich den Stoff für gewisse einzelne Pointen oder Ueber=treibungen zurecht zu machen, mit frappanten Ge=gensätzen zu spielen und durch äußere Glanzeffecte zu wirken, eine Geschmacksbildung, die vielmehr nur darnach trachtet, einen reinen, vollen und klaren Gesammteindruck zu erzeugen. Es war das Streben, den Sinn der Einzelnheiten mit feinem, charakte=ristischem Empfinden zu malen, und dabei durch=weg den Hauch einer schwunghaften, schönen Idea=lität walten zu lassen. Bestimmt und deutlich sprach sich der Gehalt des bezeichnenden Wortes

aus; die Rede strömte fest und sicher und mit der vollkommensten Absichtslosigkeit; und wo Gefühl und Leidenschaft mit heftigerer Stärke hervorbrachen, schoß kein Laut über das rechte Ziel hinaus. Diese Herrschaft des Maßes, der nichts von Peinlichkeit oder Berechnung anhaftete, und die sich wie eine freie Gewohnheit oder Natur äußerte, wirkte um so wohlthuender, als man sonst so oft recitirenden Vorträgen oder der Bühne gegenüber, bei Kraftstellen dem Gerathewohl des Zufalls preisgegeben ist. Die begleitende declamatorische Geste, deren sich Sophie Schröder bediente, wollte nicht als eigentlich dramatische Sprache wirken, sondern beschränkte sich darauf, den Nachdruck und die Malerei des Wortes dann und wann in edel bescheidener und plastischer Weise zu ergänzen. Aus ihrem Auge leuchtete noch, ob auch durch die Nebel der niederstürzenden Lebensdämmerung gedämpft, das Feuer der Seele und der Schmelz echter Empfindungseinigkeit. Kurz man sah eine Künstlerin vor sich, die noch durch eine Leistung im späten Alter auf die Meisterschaft schließen ließ, die sie ehemals in den Tagen ihrer frischen Kraft auf den Brettern entfaltet haben mochte."

Neue Preußische Zeitung.

(1857.)

„Frau Sophie Schröder, jetzt eine im 77. Lebensjahr stehende Greisin, erneuerte gestern im königlichen Schauspielhause durch den noch immer mächtigen Zauber ihrer Recitation die Erinnerung an ihre heroischen Darstellungen. Klopstock's „Frühlingsfeier“ hatte sie zu ihrem ersten Vortrage gewählt. Wem in der heutigen Theaterwelt würde es wohl einfallen, diese Ode zu recitiren, die in der Tiefe ihres Inhaltes und in dem lyrischen Schwunge ihrer Form dem modernen Geschmacke so fremd geworden? Und doch, mit welcher Wärme, mit welcher Begeisterung, in der unwillkürlich das Feuer frischer Jugend noch zu lodern schien, bildete die greise Künstlerin den majestätischen Flügelschlag der Lyrik Klopstock's in den rhytmischen Schwingungen ihres Tones ab. Ihre Stimme ist noch jetzt von seltener Gewalt, die Modulation des Tones, das Tragen und allmälige Hingleiten des Klanges vom mächtigsten Eindrucke. Ein leiser Schleier nur umflort das herrliche Organ, in dessen edlem Metalle sich einst die Starken und die zarten Herzschläge der poetischen Gestalten so tief abprägten. Aber diese leise

Trübung verschwindet vor der Meisterschaft, mit der die Künstlerin den Ton zum Spiegel der Seele macht. Mehr noch als Klopstock's Ode bot Schiller's „Lied von der Glocke" der Rednerin den Spielraum, denjenigen Zuschauern, die sie nicht als Darstellerin gesehen, einen Begriff von ihrer dramatischen Kunst zu geben. Es war nicht ein Declamatorium, es war eine Reihe charakteristischer Tonbilder, welche in reinem Glanze der poetischen Wahrheit an dem überraschten Hörer vorüberschritten. Ja, die mannigfaltigen Töne der Glocke, wie sie bald zur hellen Freude, bald zur schwarzen Trauer rufen, diese Töne selbst glaubte man zu hören, und um nur eins anzuführen, die poetische und dabei doch so einfache Treue, womit die Rednerin einerseits das Walten der „züchtigen Hausfrau" und als ergreifenden Gegensatz dazu das Wandern „auf dem Wege" zum Grabe versinnlichte: diese beiden Tonscenen, um es so zu bezeichnen, gehören zu dem Schönsten, was wir jemals von einer deutschen Kunstbühne herab erlebt haben. Daß Sophie Schröder mit Applaus empfangen wurde, galt ihrem Rufe. Aber den rauschenden Beifall und den stürmischen Hervorruf, der ihren Vorträgen folgte, kann sie als verdiente Ehren der Meisterschaft betrachten, die jetzt noch aus der Kunst ihrer Rede leuchtet. —

Wie wir hören, hat der Generalintendant Herr von Hülsen der greisen Meisterin nach ihren Vorträgen den wärmsten Dank ausgesprochen, für den durch sie bereiteten künstlerischen Hochgenuß. Nicht das königliche Theater allein, die dramatische Kunst überhaupt hat der Chef der Hofbühne durch das Wiedererscheinen der Künstlerin geehrt."

II. Abschnitt.

Gedichte.

An Sophie Schröder

(beim Schluß ihrer Gastvorstellungen in Prag im August 1817.)

Ein lebend Bild heroischer Gestalten,
Kamst Du zu uns aus grauer Vorwelt Zeit.
Wir sah'n Dich trotzen mächtigen Gewalten,
Und siegend schrittest Du aus jedem Streit;
Das Höchste, Tiefste sah'n wir Dich entfalten,
Im Kunstgebiet voll Unermeßlichkeit.
So wahr, so groß, so herrlich steigt nie wieder
Melpomene verkörpert zu uns nieder.

Nimm unser'n Dank für jene Götterstunden,
In denen uns Dein Meisterspiel entzückt!
Zu schnell sind sie im Strom der Zeit entschwunden,
Unwiderbringlich unser'm Aug' entrückt!
Doch in dem Kranze, den Du Dir gewunden,
Der Dir die königliche Stirne schmückt,
Strahlt leuchtend vor in Götterglanzes Helle,
Merope, Clementine, Isabelle!

Friedrich Rollberg.

An Sophie Schröder.

Siehe die Priesterin kommt,
Die auf Delphis heil'gem Stuhle,
Göttlichen Wahnsinns voll
Griechische Stämme berauscht,
Doch mit dem Lorbeer vereint
Umgibt ihr die Eiche den Scheitel,
In dem hellenischen Leib
Birgt sie das deutsche Gemüth!

An Voltaire's Schatten

am Abend des 26. August 1820.

Wärst Du zugegen gewesen, Du alter gallischer Sänger,
Hättst Du Merope geseh'n, wie sie die Schröder uns gab!! —
Wahrlich ihr kunstvoller Sinn, der alles Gegeb'ne veredelt,
Hat zur Natur uns geprägt, was Dein Paris uns verzerrt,
Selbst das Empörende sonst: Entzücken neben dem Grausen,
Ja, Du hätt'st es gesehn, hätt'st es für Wahrheit erkannt.

Dr. Carl Witte d. ä.

Huldigung.

Sie wäre todt? ihr Saitenspiel verklungen?
Apollos Ruhmbekränzte Tochter wär
Polyhymnias Schwester, nicht auf Erden mehr?
Hienieden hätte sie nur Qual errungen?
O nein, bei allen Himmelsmächten nein!

Sie lebt, und ist des Lebens Sonnenschein,
Camöne lebt, sie steht vor euren Blicken,
Hehr, groß und herrlich, Götter zu entzücken;
Ringsum geliebt, gleich wie sie heimkehrt von
Olympia, empfangend ihrer Dichtkunst Lohn.
Ein schwerer Traum nur war uns Sappho's Scheiden,
Der uns erweckte nur zu neuen Freuden!
Es mag ihr Leib wohl ruh'n im Meeresgrund
Ruht doch ihr Geist auf Erden noch zur Stund.

München, im September 1818.

W. Urban.

An Sophie Schröder.

O heil'ge Klänge der Erinnerung!
  Ihr werdet stets entzückend wiederhallen; —
Wie heller Glanz durch öde Dämmerung,
  Durch düst're Stille heit're Hörner schallen,
Wie Südens Gluth durch starren Reif aus Norden,
  So brachet ihr mit raschem Wonnelauf
Gleich ätherreinen seligen Accorden
  Durch uns'res Geistes Dämmerung herauf.

Nie werden wir das Dreigestirn vergessen,
  Das hell erglänzt an unser'm Horizont,
An dessen Glanze herrlich unermessen
  Sich Kind und Greis mit hoher Lust gesonnt.
Der Sonne gleich, umkreist von ihren Sternen,
  Mit mildem lenzesfrischen Zauberblick,
So nahen sie aus lichten Himmelsfernen; —
  O große Mutter! fühlst Du ganz Dein Glück?

Ja! ja! Du fühlst es! — mächtig klingt's im Busen,
  Sie fühlt's, die Hohe, deren kühne Brust
Der Götter Huld, die höchste Gunst der Musen
  Vereint zu hochbeseligender Lust,
Die unversiegbar schöpft bei Arethusen,
  Und Größe strömt, sich selber unbewußt.
Mit Allgewalt durchrieseln ihre Fluthen,
  Entzündend tief im Herzen heil'ge Gluthen.

Du hebest unsern Geist zu höhern Sphären
  Mit mächtig kühnem Flügelschlag empor,
Noch strahlt des hohen Götterbilds Verklären,
  Noch lebt der edlen Stimme Klang dem Ohr,

Und fort und fort wird er im Geiste leben,
Und fort und fort entzücken unser Sein,
In unserm Busen wird der Zauber leben,
Durch Dich geläutert spiegelklar und rein.

So lange uns're Sänger Ruf erschallet,
So lange dankbar noch des Deutschen Mund
Die Namen: Schiller, Göthe, Lessing lallet,
Thut er auch Dich, erhabene Schröder! kund.
Durch Dich erst lernen jene wir ergründen
Durch Dich tritt ganz das Große an das Licht,
Wie aus des Berges reichbegabten Schlünden
Die weise Kraft erst edle Schätze bricht.

Ich sah sie selbst; mir hat ihr Wort geklungen;
Das Haupt, das unverwelklich Lorbeer schmückt,
Von Tausenden ersehnt und nicht errungen,
Wie hat mich seine hohe Mild' entzückt!
Und als den Blick ich schüchtern aufgeschwungen,
Wie fühlte sich das Auge sanft erquickt,
Als es das schönste Paar mit Rosenwangen
Voll Anmuth sah an ihrer Seite prangen.

Von Trefflichem entstammt das Schöne, Große;
Nie ward des Adlers Blick unedlem Blut,
Das stolze Roß sprang aus des Edlern Schooße,
In Löwenbrust nur wohnt des Löwen Muth.
Doch sorgsam Walten, zarte treue Pflege
Und leitend sich're Hand bei weisem Sinn,
Führt rascher durch der Kunst verschlungene Wege
Des Geistes Kraft zum schönen Ziele hin.

Das zeigt uns Sappho-Schröder, wenn erhaben
Den Geist zu höherm Schwunge sie belebt,
Wenn ihres Wortes mildere Töne, laben,
Dem edlen Zürnen uns're Brust erbebt,
Und wenn mit zarter himmlisch sanfter Miene
Melitta vor die hohe Fürstin tritt,
Wenn uns die engelmilde Emmeline*)
Die Mutter fühlen läßt in Klang und Schritt.

Dann jauchzt das Herz, tief fühlt's in frohem Ahnen,
Wie sie des Ruhmes kühn errung'nen Kranz
Von Dir ererben für die heil'gen Bahnen,
Der ewig grünt im Zeitenwirbeltanz.
Sie werden stets uns an die Mutter mahnen
Und schöner leuchtet der Erinnerung Glanz
Sie wird entzückt, wer Dich nicht kannte, sehen,
Es wird mit Allmacht ihn Dein Geist durchwehen.

O wüßten wir, daß Du in uns'rer Mitte
Nicht ungern hohe Königin! geweilt,
Gewährtest Du so Vieler heiße Bitte,
Wenn zum Beruf Dein Fuß zurückeeilt,
So lenktest Du, Erhab'ne! Deine Schritte
Recht bald zum Kreise, wo die Sehnsucht weilt,
Ja, tritt noch einmal aus den Fürstenhallen:
Sieh' Herz und Geist Dir froh entgegenwallen!

Mit inniger Verehrung

Leipzig, den 8. August 1822.

Heinrich Stieglitz.

---

*) Wilhelmine und Elisabeth begleiteten die Mutter 1822 auf ihrer Kunstreise.

An Sophie Schröder.

Laß Dich feierlich begrüßen,
Königin der Schauspielkunst,
Demuthsvoll zu Deinen Füßen
Fleht Dein Volk um Deine Gunst.

Weit in überird'sche Sphären
Hob uns der Begeist'rung Gluth,
Und der Rührung heiße Zähren
Sind der Seligkeit Tribut.

Aber wie? Ist das die Hohe,
Deren Aug' Vernichtung blitzt;
Diese anspruchslose Frohe,
Die in unser'm Kreise sitzt?

Sah ich sie doch mächtig schreiten
Durch das heil'ge Labyrinth,
Und verklärt an ihrer Seiten
Schwebt der Tochter holdes Bild.

Wo sind Phöbos Lorbeerlauben?
Wo Chronions mächt'ger Aar?
Aphroditens Silbertauben?
Heres stolzes Pfauenpaar?

Diese Göttervögel flattern
Sah ich um ihr Herrscherhaupt,
Wo jetzt Sterbliche nur schnattern
Frevelhaft und unerlaubt.

Wo sind Throne, Dolch und Ketten,
Wo des Vließes Wunderzier?
Löffel, Gabel und Servietten,
Volle Schüsseln seh' ich hier.

Statt dem Pomp antiker Kleider
Statt der Chlamys Faltenpracht,
Hat der beste Wiener Schneider,
Dies moderne Kleid gemacht.

Doch sie ist's, in Doppelschöne
Stellt die Edle sich zur Schau,
Dort als tragische Camöne,
Hier als liebenswürd'ge Frau.

Aus den Schmerz= und Todesbanden,
Aus dem Acheront'schen Kahn
Ist sie glücklich auferstanden,
Uns gehört sie ganz nun an.

Sie, die alle Räthsel löste,
Die erforscht den tiefsten Sinn,
Ist bei unserm kleinen Feste
Auch der Freude Königin.

Freut Euch, daß sie uns gehörte,
Wenn es auch nur Tage sind;
Glück begleite die Verehrte
Und ihr liebenswürd'ges Kind*).

Und der bessern Kunst zum Horte
Möge sie noch lange blüh'n;
Hör', Apoll, die Flehensworte:
Schütze Deine Priesterin.

Königsberg, im Juli 1826.

---

*) Ihre Tochter Elisabeth.

Des Fremdlings Gruß
an Sophie Schröder.

Opfere den Grazien!
Anakreon.

Der Heimath fern begrüß' ich Baierns Gauen,
Und Alles Schöne, was es in sich schließt;
Mein Geist lebt auf, das Herrliche zu schauen,
Mit dem die Königsstadt den Fremdling grüßt;
Ich athme frei in diesen deutschen Auen,
Wo noch die Kunst geliebt und heimisch ist,
Im Hochgefühle strömen die Gedanken,
Und flüchten jubelnd aus den alten Schranken.

Vor allen Dich, Du Liebling der Camönen,
Begrüßt des Fremdlings feiernder Gesang;
Vor allen Dich, Du Mutter all' des Schönen,
Was je zu kunstgeweihten Herzen drang,
Du, die schon längst Thalias Lorbeer krönen,
Die kühn die Form mit hohem Geist bezwang;
Und kann ich gleich die Kränze Dir nicht mehren
So nimm den Gruß — der Sänger will Dich ehren.

Pygmalion hauchte in den Marmor Leben,
Und eine Seele athmet aus dem Bild;
Umsonst nicht war sein göttergleiches Streben,
Dem Gottbegeisterten ward es erfüllt;
Er fühlt das Blut die Adern warm durchbeben,
Ein Lebensstrahl blickt durch die Augen mild;
So hält er sie entzückt in seinen Armen,
An ihrer Brust jetzt selber zu erwarmen.

Der Dichter ruft die luftigen Gestalten
Aus nichts hervor in's freundlich helle Land,
Er hat im Bund mit ewigen Gewalten
Die Geister aus der Vorwelt sich gebannt;
Du aber führst die luftigen, die kalten,
Dem Auge vor in menschlichem Gewand.
Und wie Pygmalion hauchst Du das Leben
Den Formen ein, die jene uns gegeben.

Wem wäre nicht der Augenblick geblieben,
Der Augenblick in der Erinnerung,
Wo Deine Töne sich in's Herz geschrieben,
Des Dichters Worte, durch Dich ewig jung?
Wer Dich geseh'n, der muß Dich bebend lieben,
Muß aufgelöst sein in Bewunderung!
D'rum hohe Frau! magst Du's dem Lied vergeben,
Wenn es sich wagt in Deine Näh' zu schweben.

In höchster Achtung geweiht von

München, den 10. November 1833.

Otto Prechtler.

An Sophie Schröder.

Der Sommer kam, — er schien nicht Rosen Dir zu schicken,
Du konntest sie ja nur vor Lorbeern nicht erblicken.

Theodor Hell.

An Sophie Schröder, die Meisterin.

Vivos voco! Sagt, wer lebt noch
Derer, die einst jung gewesen?
Die der Meisterin des Wortes
Vor Jahrzehenden gelauscht?

Edler Dichtung Rhythmen flossen
Mächt'gen Wohllauts ihr vom Munde:
Eine Priesterin, die Flamme
Wahrte sie der Poesie.

Damals schlang sich reicher Lorbeer
Um ihr üppig dunkles Haupthaar,
Doch, das Haar ist weiß geworden —
Doch, der Lorbeer steht noch frisch!

Vivos voco! Naht und lauschet!
Klopstocks Dithyrambe! hört Ihr's?
Seht Ihr, wie der Alte dort
Eine Thräne still zerdrückt?

Der war jung mit ihr! Der hatte
In der Jugend üpp'ger Fülle
Schon begeistert ihr gelauscht
Ihr, der jungen Meisterin!

Vivos voco! Frische Jugend,
Komm zu hören jetzt die Greisin,
Die den Vätern Deiner Väter
Einst die Poesie verkündigt.

Phädra nennt man Dir und Sappho,
Isabella und Medea
Edler Dichtung die Gebilde,
Klage, daß sie nicht mehr sind!

Doch die Flamme, sie verlischt nicht,
Und die Poesie, sie stirbt nicht —
Horch dem Liede von der Glocke,
Und Du wirst sie wiederfinden! —

Greise Meisterin, Dir danken
Wir die Alten, wie die Jungen,
Daß Du uns das wirre Dasein
Einen Augenblick verschönert.

Ewig ist der Geist — Du lehrst es —
Und lebendig ist die Kunst!
Ihrem Schoß entkeimet ewig
Neues Leben. Vivos voco!

Ed. Bauernfeld.

Die Augsburger Liedertafel brachte Sophie Schröder in Anerkennung ihrer gütigen Mitwirkung bei der Aufführung der „Antigone" eine Serenade, wobei der Ausschuß der Liedertafel ihr folgendes Gedicht überreichte:

Der hochgefeierten Sophie Schröder

für den unvergeßlichen 18. März 1846 dargebracht
von der Augsburger Liedertafel.

Nicht was die Zeit heraufspült und verschlingt,
War Lust und Ziel für Deines Geistes Streben,
Was ewig stark durch alle Länder klingt,
Hat Wonne Dir und gleichen Ruhm gegeben.

D'rum trat'st Du gern mit jugendlicher Seele
In unsern Kreis, der stolz auf Dich geschaut,
Und warst Antigone, die holde Braut,
Daß keine Blume Deinem Kranze fehle!

Dein Wort war heil'ger Sang und Glockenklang,
Den Armen Wohlthat, Wohlthat unser'm Ohr,
Und rief so zwiefach unsern Dank hervor.

Mög' Dir genügen unserer Herzen Drang,
Und, daß wir fühlen Deines Lebens Zier:
„Du warst zu lieben, nicht zu hassen hier!"

(Augsb. Tagblatt, 23. März 1846.)

An Sophie Schröder.

Teutschlands größte herrlichste Tragödin,
Unvergleichliche, erhab'ne Du!
Gleich der Iris eine Himmelsbötin
Trugest Du das Himmlische uns zu.

Hehre, sel'ge Wonnen uns umwehen,
In den Adern bald erstarrt das Blut,
Wenn wir Dich vernehmen, wir Dich sehen;
Deine Glut durchdringet uns mit Glut.

Nur die Mutter kann die Mutter fühlen,
Fühlest sie mit namenloser Kraft,
Und die Zeit sie kann in Dir nicht kühlen
Höchster Liebe höchste Leidenschaft.

Müssen uns dem Irdischen entwinden
Von Entzücken, sind vom Schmerz durchwühlt,
Ja! wir müssen was Du willst empfinden,
Weil von Dir es selber wird gefühlt.

All' die Großen sind in's Grab gesunken
Teutscher Bühne der Heroenzeit,
Wahre Kunst war da kein leeres Prunken,
In der leuchtenden Vergangenheit.

Letzte Du, vom herrlichen Geschlechte,
Schröder, Thaliens große Priesterin;
Steh'n mit Dir im Bunde höh're Mächte?
Für das Große weckest Du den Sinn.

Aus der Erde niedern Regionen,
Aus dem Leben, welches immer kreist,
Hin wo edlere Gefühle thronen,
Schwinget zu dem Geist Dein hoher Geist*).

München, 11. März 1840.

Ludwig.

---

*) Dies Gedicht stammt aus einer Zeit, wo die Künstlerin schon von der Bühne abgetreten war, von Augsburg aus aber mehrfach zu einzelnen Gastrollen von dem Könige nach München berufen wurde.

An Sophie Schröder.

Aus Osten kam am blauen Himmelsbogen
Des Tags Gestirn, die hohe Königin,
So majestätisch einst heraufgezogen
Und warf auf Tellus ihre Strahlen hin
Verkündend einen Tag ihr zu verleihen,
Deß' Glanz die Herzen alle sollt' erfreuen.

Es jubelte ein jedes ihr entgegen
In stiller Freude, wie in lauter Lust,
Und nur ein Wünschen mochte sich wohl regen
In aller, jetzt so frohbewegten Brust:
O strahle glänzend fort bis spät am Abend,
Du hehr' Gestirn, erquickend und erlabend!

Erfüllet wurde, was gehegt die Herzen,
Denn Sturm und Wolken trübten es ja nicht;
Da neigte sich der Tag — und nun mit Schmerzen,
Sah scheiden man das schöne Himmelslicht.
Weil jede Brust es mochte tief empfinden
Nun nahet Nacht — die Sonne will verschwinden.

So ist's mit Dir, Du Einzige der Frauen,
Du, der Melpomene geweihte Priesterin!
Wer Dich im vollen Glanze konnte schauen,
Dem warst Du wie die Himmelskönigin;

D'rum muß ein herber Schmerz das Herz erfassen
Daß auch Dein strahlend Licht schon konnt erblassen.

Des Phöbus Wagen sieht man wiederkehren,
Doch scheidest Du, Du glänzend Meteor,
Dann wird in Deutschland man die Kunde hören:
Daß es die größte Künstlerin verlor,
Und daß gewiß Jahrhunderte vergehen,
Eh' wieder eine Schröder wird erstehen!

Wer denket nicht mit freudigem Entzücken
An die Gebilde Deiner vollen Kraft,
Denn groß und wahr konnt' Alles sie erblicken
Die Heroine jeder Leidenschaft;
O, gäb's doch eine Macht sie ewig hinzustellen
Im Tempel uns'rer Kunst, der sonnenhellen.

Du nanntest gestern selber Dich: „Matrone"!
Doch Deiner Stimme Kraft davon nicht zeugt;
Gezieret hat Dich oft die Lorbeerkrone,
Worüber jetzt Dein Mund wohl sinnig schweigt;
So laß beim Scheiden, in Dein Künstlerleben,
Dieß Blümlein noch in jene Kränze weben!

Der hochverehrten Meisterin zur freundlichen Erinnerung.

Hamburg, den 5. October 1845.

August Gerstel.

Anhang.

Aus Sophie Schröder's Album.

Zwei Schröder, Frau und Mann,
Umgränzen unsers Drama höhern Lauf;
Der Eine stand in Kraft als es begann,
Die And're schied, — da hört's wohl, fürcht' ich, auf.

In alter Freundschaft und Bewunderung

Wien, am 24. Mai 1854.

F. Grillparzer.

Unvergänglicher Lorbeer in schnell verbleichender Locke,
Welch ein gewaltiges Bild menschlicher Größe und Kraft.

Erinnern Sie Sich bei diesem Vers eines Ihrer aufrichtigsten Bewunderer; Sie haben ein Recht auf denselben, denn Sie sind ein Typus deutscher Kunst geworden, und wenn ein königlicher Dichter den Ausspruch über Sie that, daß Sie einzig seyen, so haben Sie die Wahrheit seines Wortes jetzt bei uns abermals bewiesen!

Wien, den 20. Mai 1854.

Friedrich Hebbel.

Ich bin so guter Dinge,
So heiter und rein,
Und wenn ich einen Fehler beginge,
So könnt's keiner sein!

Goethe.

Beim fröhlichen Wiedersehen der theuren Freundin Rahels, der bewunderten Künstlerin, beim neu'sten Triumph Ihrer herrlichen Begabung, in verehrungsvoller treuer Freundschaft

Berlin, 9. October 1857.

Varnhagen von Ense.

Möge die herrliche, unvergleichliche Künstlerin auch meiner nicht vergessen, die ich in dankbarer Verehrung und Bewunderung ihr ergeben bin.

Berlin, den 9. Oktober 1857.

Ludmilla Assing.

An Sophie Schröder.

Es braust der Strom vom hohen Bergesrücken
Mit Donnerschall hinab in's stein'ge Becken,
Die Luft, die Erde scheint sein Fall zu schrecken,
Er schleudert Bäume, spielt mit Felsenstücken.

Der Waller steht mit Grau'n und mit Entzücken,
Er kann sich aus dem Anschau'n nicht erwecken.
Ihm ist, als ob der Vorwelt ries'ge Recken
Erstanden, um den Weltbau zu zerdrücken. —

So sah man Dich in Deines Spiel's Gewalten,
Ein Zauber lag in Wort und in Geberde,
Und Katarakte waren die Gestalten.

Dir rief die Kunst ihr gottdurchglühtes Werde!
Dir ward Posaunenklang, wo And're lallten,
Und einzig stand'st Du da auf deutscher Erde! —

Wien, am 14. Mai 1854.

Ludwig Löwe.

An Sophie Schröder.

Denk' uns'rer freundlich auch in weiter Ferne,
Uns wirst Du ewig unvergeßlich sein!
Es strahlt Dein Ruhm gleich einem gold'nen Sterne
Kein and'rer ist so fleckenlos und rein.

Nur das Gemeine welket und veraltet,
Was Dich beseelt, verfällt nicht mit der Zeit.
Der Genius, der in Deinem Schaffen waltet,
Hat es gestempelt zur Unsterblichkeit.

Es schwindet, wenn Du nahst, vor Deiner Klarheit
Der Lüge falscher, trügerischer Glanz;
Sie muß sich beugen vor der ew'gen Wahrheit
Denn ihr allein gebührt der Siegeskranz.

Und ob der Herbst auch sei für Dich gekommen,
Ein Maitag war's, als Du erschienst der Kunst:
Sie hat die schönsten Blüthen ihm entnommen
Zu Deinem Kranz, als Zeichen ihrer Gunst.

Als Perlen schmücken ihn die süßen Thränen
Die Deiner Kunst gebracht die Huldigung,
Du schiedest, hohe Priest'rin der Camönen,
Dein Bild lebt fort in der Erinnerung!

Wien, am 14. Mai 1854.

F. C. Weidmann.

Was der hellenische Gott in ewiger Schönheit verkündet,
Was dann die Römische Kraft thatvollen Willens gebot:
Beides faßte Dein Geist in Germanischer Würde zu Eins!
Also stehst Du vor uns: dreier Nationen Gepräge, —
Und doch ewig Du selbst! Und doch ewig Natur!

In Ehrerbietung und Ehrfurcht, der unsterblichen Sophie Schröder von dem dankbaren Sohne

Mannheim, den 22. Oktober 1855.

Arnold Schloenbach.

Impromptu.

Sei mit Lust gegrüßt zum vierten Mal!
Ohne Gleichen stehst Du da in Kraft,
Priesterin, im Auge blitzt der Strahl
Heil'ger Weihe, die das Höchste schafft,
In des Tones Sturm und leisem Beben!
Ebbt und fluthet noch der Seele Leben!

Sieh', noch glaub' ich mich Chawansky's Sohn,
Cesarewna! — Noch zeigt mir die Hand,
Heldenweib, den Weg zu Schottland's Thron,
Roth von Blut, bist Du im Nachtgewand,
Oeder Schmerzen leises Zaggewimmer
Durch die Säle hauchst beim Lampenschimmer.
Enden kann es nie und nie entschwinden,
Ruhmvoll-Herrliche, was wir empfinden!!

Stuttgart, 4. Mai 1856.

Carl Grunert.

26. Dezember 1831 in Augsburg. — Die beiden Chawansky: Sophie Schröder „Czarin Sophie", Grunert „Chawansky's Sohn".

21. September 1834 in Hannover: Sophie Schröder „Lady Macbeth", Grunert „Macbeth".

15. Oktober 1845 in Hamburg: Sophie Schröder „Isabella" — Braut von Messina — Grunert „Cajetan".

Wer nicht alt sein will, der bleibt jung, wenn er auch alt ist. Nichts aber verleihet uns sicherer die Kraft zu dem Willen jung zu bleiben, als die Priesterschaft der Kunst, der ewig jugendlichen.

Zur Erinnerung an Ihre treu ergebenen Freunde

München, am 3. Juli 1865.

W. H. Riehl,
Bertha Riehl, geb. v. Knoll.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

Verzeichniß

der im Buche vorzugsweise genannten Persönlichkeiten, nach alphabetischer Ordnung.

Druckfehler.

Seite	Zeile			
VII —	3	v. o.	statt:	seltsamen lies: seltenen.
19 —	3	v. u.	„	Winterbesetzung lies: Wiederbesetzung.
24 —	6	v. u.	„	Julius von Sachsen lies: Julius von Sassen.
40 —	9	v. u.	„	vorgeschrieben lies: verschoben.
56 —	9	v. u.	„	noch lies: auch.
61 —	7	v. o.	„	die lies: dir.
71 —	10	v. u.	„	; nach dem Wort „entwickelte" lies: ,
82 —	8 u. 9	v. o.	„	spurlos untergehen, ohne Zucht zur Geltung gekommen lies: spurlos untergehen; ohne Zucht zur Geltung gekommene.
84 —	10	v. u.	„	das lies: die.
139 —	4	v. o.	„	dem Namen Sophie Schröder lies: den Mahnen Sophie Schröder's.
140 —	8	v. u.	„	Eigenschaften lies: Erschaffen.

Berichtigungen.

Auf Seite 74 ist irrthümlich ein 4. Abschnitt angegeben.

Nach Anschütz, in dem angeführten Bruchstück aus dessen Biographie pag. 158, spielte Sophie Schröder die Iphigenia schon 1822 in Wien, wonach das pag. 31 Gesagte zu berichtigen ist.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien.

Sophie Schröder wie sie lebt im Gedächtniß ihrer Zeitgenossen und Kinder

Wien 1869